



# Bodleian Libraries

UNIVERSITY OF OXFORD

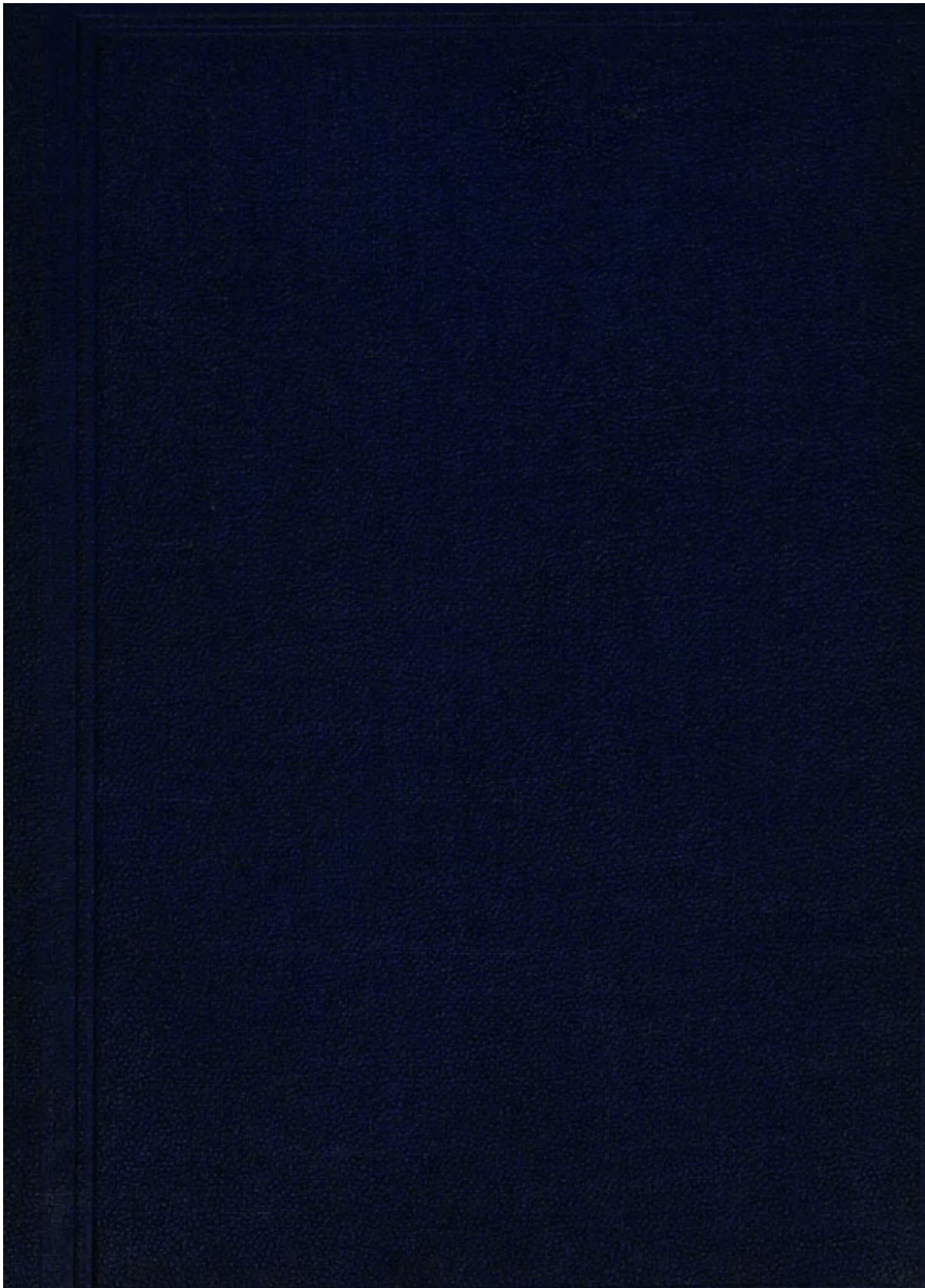
This book is part of the collection held by the Bodleian Libraries and scanned by Google, Inc. for the Google Books Library Project.

For more information see:

<http://www.bodleian.ox.ac.uk/dbooks>



This work is licensed under a Creative Commons Attribution-NonCommercial-ShareAlike 2.0 UK: England & Wales (CC BY-NC-SA 2.0) licence.



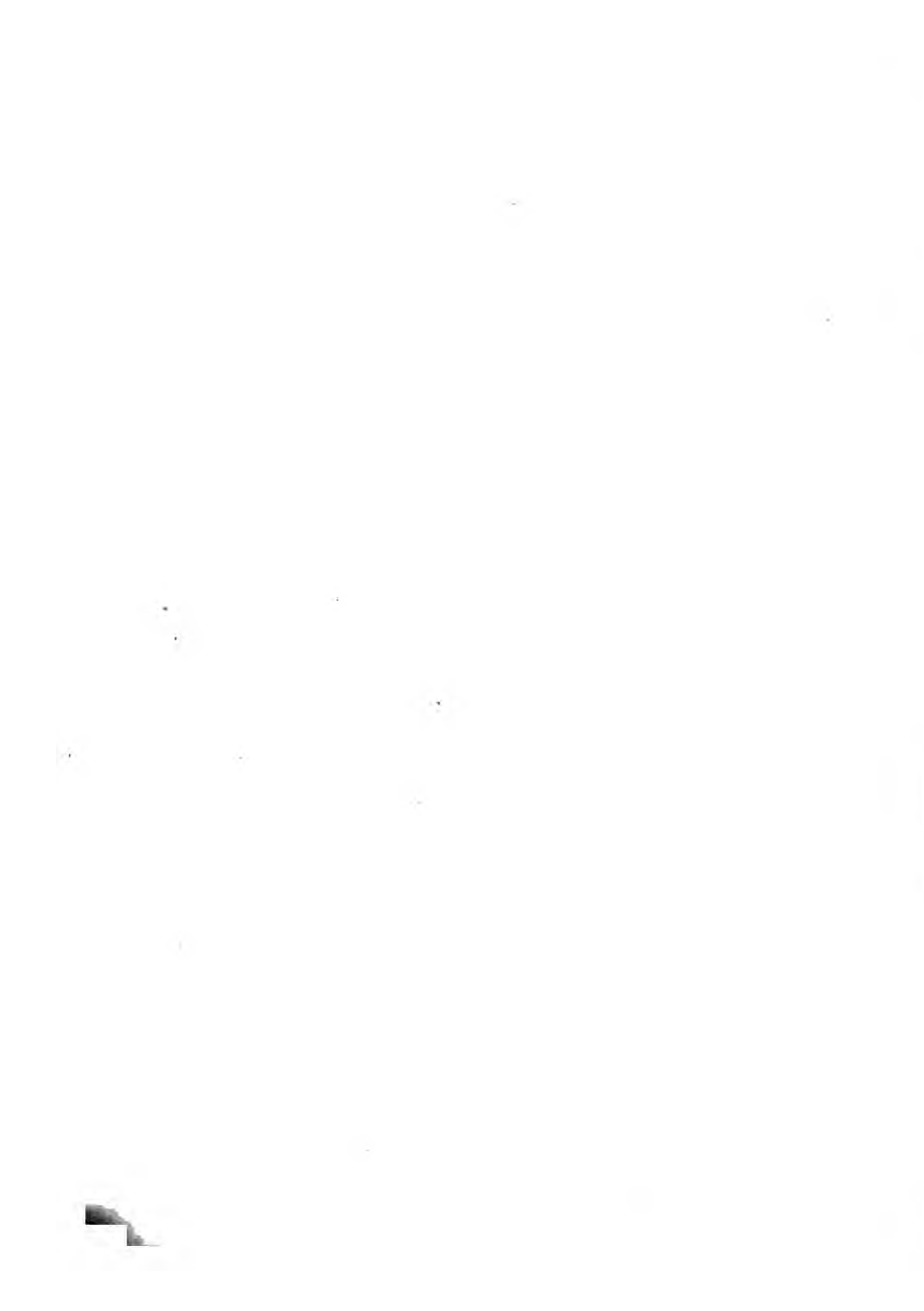




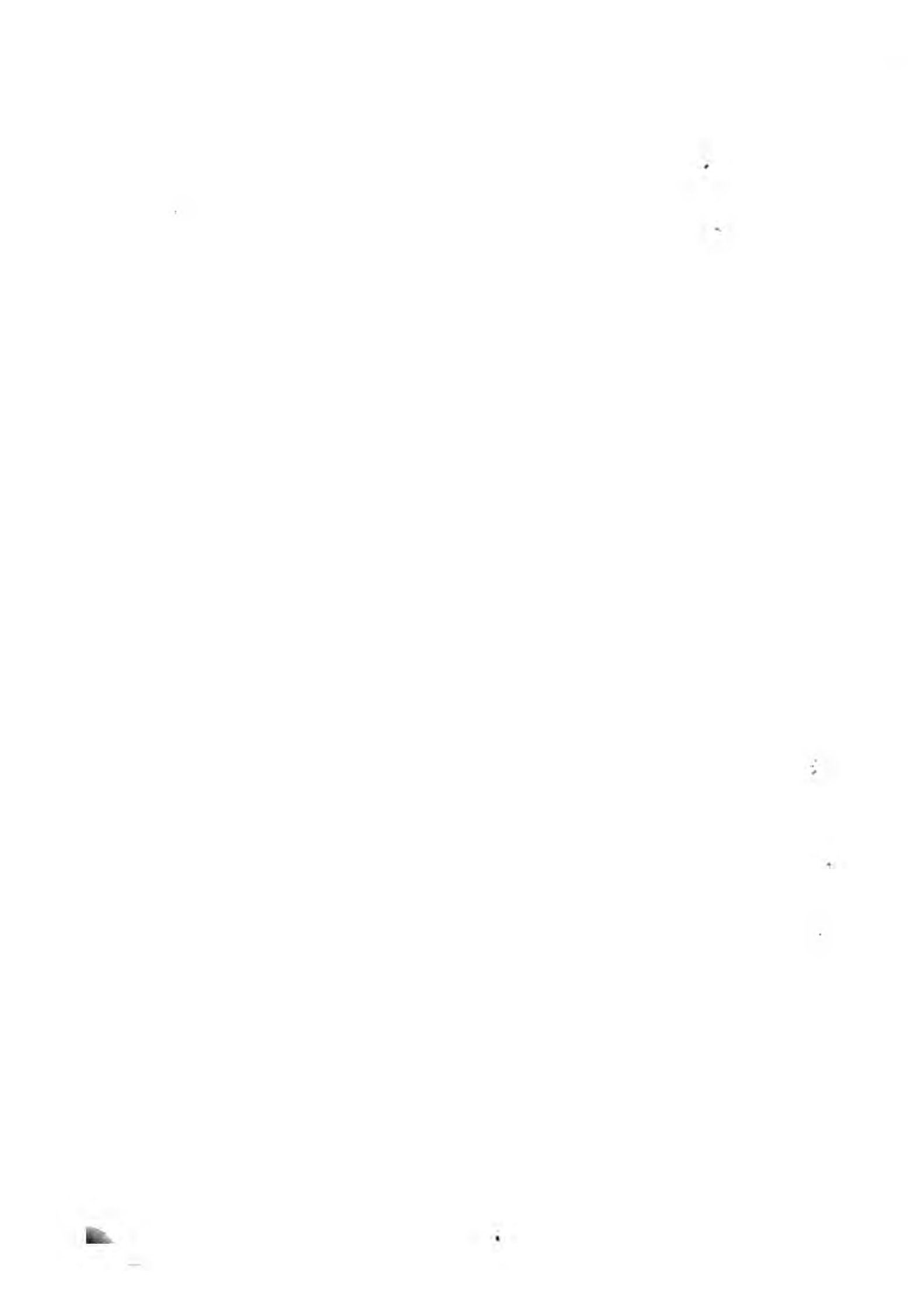
PRESENTED TO THE LIBRARY  
BY  
PROFESSOR H. G. FIEDLER

**Fiedler** G 280





Gottfried von Strassburg.



Gottfried von Strassburg,

ein Sänger

der

Gottesminne.

Von

Dr. J. M. Watterich,  
Professor in Braunsberg.



Leipzig,

Verlag von Wilhelm Engelmann.

1858.





Ir minnesinger, iu muoz ofte misselingen:  
daz iu den schaden tuot, daz ist der wân.  
ich wil mich rüemen, ich mac wol von minne sîngen,  
sît mich diu minne hât und ich sî hân.

Hartmann von Aue.

## Vorwort.

---

Die Ueberzeugung, daß unsere deutsche Literatur für die *Geschichtsforschung*, zumal für die *Kulturgeschichte* eine Hauptquelle sei, und mehr noch die Freude an allem ächt Heimathlichen ist mir Veranlassung zu den Studien gewesen, wovon ich in gegenwärtigem Büchlein, nicht ohne schüchterne Befangenheit, eine kleine Frucht biete. Meine Absicht war mehr auf das *Sachliche*, als auf das *Sprachliche* gerichtet.

Das Dunkel, in welches die Lebensumstände fast aller unserer *Minnesinger* gehüllt sind, würde den Versuch, einen von ihnen in einiges Licht zu stellen, auch dann rechtfertigen, wenn er nicht den leuchtenden Namen *Gottfrieds von Straßburg* trüge. Schwerlich zwar wird es je gelingen, Alles aufzuklären. Aber Viel ist gewonnen, wenn die Entwicklung eines solchen

Dichterlebens in den Hauptzügen zu Tage tritt. Vielleicht wird dies Ziel in vorliegendem Büchlein nicht allzuweit verfehlt erscheinen. Die Natur des Gegenstandes erlaubte es nicht, überall sofort die Sprache ruhigen, glücklichen Besizes zu reden; die Unruhe des Suchens ließ sich auch dem Leser nicht ganz ersparen.

Daß ich das große Lied selber aufnahm, war geboten durch den Zweck, in Gottfrieds am wenigsten gekannte Lebenszeit und Anschauung unmittelbar einzuführen. Ebenfowenig durfte ich die dornige, aber gegenwärtig noch keineswegs entbehrliche Arbeit der Uebersetzung scheuen. Ich habe dabei die Grundsätze meines verehrten Lehrers und Freundes R. Simrock zu befolgen gesucht.

Gottfried lebte in einer schönen Zeit; aber auch die Schattenseite fehlte nicht; sein Tristan vertritt zum guten Theil die letztere. Er hat in diesem seine Wirksamkeit reichlich und über die Maaßen, länger, als er gewollt, unter uns ausgeübt: möge er denn nun eine andere, liebere Sängerschaft beginnen, die Fahrt als Sängere der Gottesminne.

Am 5. Juli 1857.

# Inhalt.

---

	Seite
Ueber Gottfrieds von Straßburg Leben und Gottesminne- dichtung . . . . .	1
Das Lied von der Gottesminne . . . . .	61
Das Lied von der williglichen Armuth . . . . .	119
Zwei Sprüche . . . . .	126
Zugabe einiger Lieder verwandten Inhalts . . . . .	129
Anmerkungen zu der Abhandlung über G's. Leben und Minnehdichtung . . . . .	135
Erläuterungen zu dem Gottesminneliede . . . . .	140
Zu dem Liede von der williglichen Armuth . . . . .	157
Ueber die Zugabe . . . . .	157

---





Drei Kaisergeschlechter bezeichnen den Entwicklungsgang der deutschen Geschichte im Mittelalter. Die Ottonen erhoben die gesunkene Ehre der Nation, indem sie die Stämme vereinigten und eine feste Kriegs- und Staatsmacht begründeten. Unter den Saliern erregte der Gedanke Gregor's VII. die Tiefen des geistigen Lebens. Die Kraftentwicklung des Volkes schritt fort, der Kampf wurde abgebrochen. Beides erreichte den Gipfel — unter den Staufern.

Mitten in den ernstesten, ahnungsvollen Tagen der Salier, als Deutschland, von Heinrich III. bis zur Höhe der ersten europäischen Macht emporgeführt, für neue Kämpfe gerüstet stand, da erscholl, zugleich mit der Lösung Gregor's, der Nothruf Palästina's. Welchem Volke hätte sich in einem so großen, wunderbaren Augenblick nicht seine ganze innerste Tüchtigkeit aufgerichtet? Die zugleich einbrechenden fast fünfzigjährigen Stürme des Investiturstreites ließen dem Gemuthe

zwar die erforderliche Muße nicht, sich sinnig zu besinnen und auszuwirken; auch an den Kreuzzügen war die Theilnahme der Deutschen anfangs gering. Endlich um die Mitte des zwölften Jahrhunderts ruhete der verderbliche Streitolärm, der Himmel erheiterte sich: da knieete im Dome zu Speier König Konrad der Staufer vor dem wunderbaren Abt von Clairvaur, um, der Erste, die Ritterweihe zu empfangen, — seitdem wehete der Hauch einer neuen Poesie durch das ganze Reich, bis ins ferne Morgenland, bis über das heilige Grab hin.

Das eine Lied galt der mit Macht auflebenden Erinnerung an die eigne große Vergangenheit. Wie beim Beginn einer Schlacht — und die Kreuzzüge waren ja ein fortwährender Ansturm gegen den Feind der Christenheit — stärkten sich die Helden das Herz mit dem Gesang von der Väter Thaten. Ein Lied ging durch die Reihen, ein großes Gesamtbewußtsein war sein Kern und Inhalt.

Fast gleichzeitig mit der neu erwachten Thätigkeit im Volksepos begann auch das Einzelleben seine Selbstständigkeit in der Poesie zu behaupten<sup>1</sup>. Wohl hatte der Ruf des Kreuzes der Gesamtheit gegolten; allein, von Oben kommend, war er mit Uebermacht weiter in jede Brust gedrungen und hallte in den verborgensten, eigensten Tiefen wieder. Jedes Herz tönte sein eigen Lied. Ruhig wallte der eine, stolze Strom der Helden-

sage dahin, aber nah und fern von allen Höh'n im weiten Land rauschten und klangen frische Quellen, aus den Büschen blizend und dem Strom ihre Grüße bietend<sup>2</sup>.

Der Gegenstand der deutschen Lyrik war das Herz der Sänger selbst, mit Wonne und Weh erfüllt. Das Grab des Heilandes flagte, der christliche Rittermuth flammte auf, die Ferne reizte, die Palme winkte, das Vaterland, die Heimath mit ihren Lieben schlang sich um das verwundete Herz: das war der deutsche Minne- gesang, innig und glühend, einfältig und lauter, wie keines andern Volkes Dichtung.

Es spiegelt sich in diesen Liedern, deren wir noch von hundert und sechzig Dichtern haben, ein höchst manchfaltiges Leben ab. Betrachten wir sie indeß unter dem Gesichtspunkte, den ihr gemeinsamer Name andeutet, so sind zwei, oder, wenn man will, drei Klassen zu unterscheiden. Der Frauendienst feierte des Weibes Würde und Anmuth. Ihm sind die meisten der Lieder gewidmet. Es herrscht in ihnen ein solches Maaß, eine so innige Wahrheit und Treue, und über diese ganze Minne ist ein so zarter, lichter Duft ausgegossen, daß die Lieder nur einen etwas höheren Schwung zu nehmen brauchen, so preisen sie die himmlische Magd, die „Mutter der vielschönen Minne“, Maria. So schließt sich an die Frauenminne die Marienminne an. Hat diese ihre Anmuth von jener entliehen, oder



ihr von der eignen keuschen Schöne mitgetheilt? Wer möchte eine dieser Fragen verneinen!

Die höchste Blüthe solcher Poesie konnte nur die Gottesminne sein. War der hellste Schein in der Glorie der seligen Jungfrau die „sälde“, die von dem göttlichen Kinde kam, ihr höchster Schmuck „das Heil der Welt“, das sie am Herzen trug, so mußte der kühnste Flug des Gesanges zu Ihm selber dringen, „dem minniglichen Kaiser.“

Das waren die Stufen der Minne. Auf ihnen schwebte der Gesang, der lyrische im engeren Sinne sowohl, als auch die, ihrem Grundcharakter nach ebenfalls lyrische, höfische Abenteuer auf und nieder, am reinsten, vollendetsten im Anfang des dreizehnten Jahrhunderts. Fröhlich hallte da das dreifache Minnelied, bald von Vielen zu einem Chor, bald von Einem, der Lerche gleich, durch alle Höhen ausgesungen<sup>3</sup>.

Doch wie herrlich auch und wie einzig diese Dichtung in ihrer Gesamtheit ist, einem Theile davon, das darf nicht verschwiegen werden, fehlt die erste Zierde des deutschen und — jeden Liedes. Das Hintansetzen der schönsten heimischen Stoffe, die Vorliebe für welsche, britische Sagen ist noch ein geringeres Uebel, zumal darin eher Folge, als Anlaß des größeren zu erkennen ist. Aber daß auch jene Frauenminne, die den Adel des Weibes nicht kennt noch achtet, die, der verklärenden Macht des Christenthums abgewandt, auch

des schönen Namens nicht werth war, ihre Sänger fand, daß in dies harmlose Sangesleben sich der gelende Ton der niedern Lust, nicht mit natürlicher Rohheit, sondern unter der vollendeten Kunstform, mit allen Reizen unerschöpflicher Erfindung und Gestaltung mischte, das muß um so mehr als eine EntwurDIGung und Entweihung des schönen „Nachtigallengesanges“ beklagt werden, als es auch auf die folgenden Zeiten den verderblichsten Einfluß ausgeübt hat.

Ein Dichter vor allen war es, der der Minne diese Schmach angethan, der mit einer alle übertreffenden Meisterschaft die Sprache des deutschen Herzens, den Liedeschmuck unseres ersten Dichterfruhlings zur Verherrlichung zucht- und sittenloser Leidenschaft mißbraucht, und die deutsche Dichtung auf Jahrhunderte hin in falsche Bahnen fortgerissen hat. Es stände schlimm um die Ehre unserer Poesie im dreizehnten Jahrhundert, wenn wir Gottfrieds von Straßburg „Tristan und Isolde“ nicht die geistige Kraft und Tiefe Wolframs von Eschenbach entgegenzusetzen hätten. Gottfried ist in der neueren Zeit dem zuchtigenden Urtheile der Geschichte nicht entgangen<sup>4</sup>. Wir möchten zu dessen Bervollstandigung nur noch hinzufügen, daß es auch auf Tristans begeisterte Freunde und Bewunderer auszudehnen wäre.

Ein Sänger von so außerordentlicher Bedeutung verdient von allgemein historischem Standpunkte nicht

minder, als von dem der Litteraturgeschichte im engeren Sinne unsre besondere Aufmerksamkeit, zumal dasjenige, was über sein Leben für ausgemacht gehalten wird, sich auf wenige Punkte beschränkt, die weder unter sich sonderlich zusammenhängen, noch auch auf die Entwicklung seines poetischen Wirkens das rechte Licht werfen. Indem wir daher dem Leben des Sängers eine neue Untersuchung widmen, hoffen wir, auf dem dunkeln Gebiete, einer doppelten Nachsicht gewiß zu sein.

Was von Gottfried mit Sicherheit angenommen wird, ist seine Herkunft aus Straßburg, sein bürgerlicher und gelehrter Stand und die Zeit, um welche er sein Gedicht „Tristan und Isolde“ verfaßt hat.

Seine Herkunft aus Straßburg steht durch die von Zeitgenossen und Spätern einstimmig gebrauchte und in den Handschriften des Tristan sowie der Minnelieder übliche Benennung Gottfried von Straßburg außer allem Zweifel. Dafür, daß sein Stand der bürgerliche gewesen, spricht der Mangel des bei adligen Sängern fast immer vorgesezten Namens „Herr“, statt dessen Gottfried nur „Meister“ genannt wird<sup>5</sup>.

Die Zeit, wann er den Tristan gedichtet, hat man im Allgemeinen aus den Namen seiner Kunstgenossen, wie er sie im Tristan aufführt, bestimmter noch aus denjenigen Worten in jener Stelle geschlossen, welche

gegen Wolframs Parzival gerichtet sind und von diesem im Willehalm erwiedert werden; da der Parzival von 1203—1215 gedichtet, der Willehalm nach 1215 vollendet ist, so fällt Gottfrieds Tristan ungefähr in das Jahr 1215<sup>6</sup>.

Knüpfen wir an diese Thatsachen unsere Untersuchung an.

Daß Gottfrieds erste Jugendzeit in der wohlhabenden, mächtigen und bei allen Reichsangelegenheiten vorzüglich betheiligten Hauptstadt des Elsasses verfloßen ist, darf als ein Umstand gelten, der auf seine Lebensrichtung einen großen Einfluß ausgeübt hat. Das glänzende Ritterleben, das an seinen Blicken vorüberzog, — mochte es nun heißen, es gehe ins Hoflager des Kaisers, es gelte eine Fehde gegen irgend einen benachbarten Grafen oder eine Fahrt ins ferne Morgenland zum Grabe des Herrn, konnte nicht verfehlen, auf den empfänglichen Sinn des Knaben den tiefsten Eindruck zu machen. Auch waren es keineswegs nur die einheimischen Herren, die sich in Straßburgs Mauern sammelten. Hier ging die große Heerstraße durch, welche dem Rhein entlang durch Burgund nach Italien führte. Hier zogen die deutschen Fürsten und Kaiser vorüber in's Italische Reich, zur Weltstadt Rom, hier sah man die glänzende Ritterschaft des deutschen Reichs, Englands, Frankreichs, von edler Begeisterung entflammt, auf der Fahrt zu den Häfen des Mittelmeeres, nach



Jerusalem. Ihre Kreuz- und Minnelieder klangen hier, wo vor der nicht mehr fernen Alpenwand die Herzen der Ritter sich noch einmal höher hoben vor Lust und Leid, an das für alles Schöne so zartfühlige Ohr des Knaben; — wie natürlich war es da, daß auch ihm die Seele bald ertönte vom Preis ritterlicher Mannheit und Minne!

Aus seiner Vertrautheit mit der französischen Sprache und mit den Dichtern der Alten, wie sie sich im Tristan offenbart, geht hervor, daß dem hochbegabten Jüngling eine mehr, als bürgerliche Erziehung und Ausbildung zu Theil geworden sei, und zwar weist der Name „Meister“, der nicht auf seine Stellung unter den übrigen Dichtern, sondern auf eine bestimmte Würde zu beziehen ist, deutlich darauf hin, daß Gottfried eine höhere Schule, eine Universität besucht und seine Bildung auf ihr durch die Erlangung der Würde als Magister liberalium artium, als Meister der freien Künste, zum Abschluß gebracht habe. Bedenken wir nun, daß damals Jeder, der gelehrte oder auch seine Weltbildung suchte, nach Paris wanderte<sup>7</sup>, wo unter den Lehrern die Zahl der „britunischen“ nicht gering war, so ist kaum zu bezweifeln, daß auch Gottfried wie Otto von Freisingen, Walther von der Vogelweide und viele Andere dort verweilt, welsche Sprache und „britunische buoche“ so genau kennen gelernt, und überhaupt jener „Quelle alles Wissens“ seine gelehrte Bil-

ding und seine Bekanntschaft mit edler Sitte und — Unsitte<sup>s</sup> verdankt habe.

In die Heimath zurückgekehrt, ging er wohl nie zu einer bürgerlichen Berufsthätigkeit über. Talent und Neigung bestimmten ihn, sich der Lebensweise jener freien Sängers zu widmen, welche, von Burg zu Burg ziehend, die Feste der Fürsten und Herren mit ihren Liedern verherrlichten und überall in hohen Ehren standen. Und wie hätte den süßen kunstvollen Weisen unseres Meisters der Beifall der Fürsten und minniglicher Frauen fehlen können! „Der Nachtigallen waren freilich damal viele:“ da klangen die „lustsamen“ Töne des Blikfers von Steinach, „seine Zunge trug wohl eine Harfe,“ „er hatte den Wunsch von Worten“; die süßesten Töne „wandelte“ die von Hagenau, „ihrer aller Leiterin;“ seitdem sie verstummt war, welche anders hätte, vor Fürsten und Frauen, „das Banner führen“ können, als „die von der Vogelweide, die Meisterin“! Aber wenn Gottfrieds silberhelle, liebliche Weisen anhoben, dann standen ihm, was Anmuth der Erzählung, Leichtigkeit und Wohlklang der Verse, treue, lebendige Natur- und Seelenschilderung anging, alle nach. Nie noch hatte ein deutscher Dichter solche Meisterschaft bewährt, solchen Zauber geübt. In Franken und Schwaben, in Böhmen und Oesterreich lauschte man bewundernd seinen Tönen, vor Allem seinem Liede von Tristan und Isolde. Den Rhein hinab zog er,

„schanzune, rondale und höffschiu liedelin“<sup>9</sup> auf den Burgen der saugesfrohen Ritterschaft zu singen, und nicht wohl anders, als bei denen auf dem Drachenfels oder der Löwenburg zu Gaste, verglich er zum ersten Male die Freude an der Minne mit dem schönen „Septimunt“, dem Siebengebirge, das allerdings, von einem seiner Gipfel betrachtet, unruhig aufzuwogen scheint, „als ob es in die Wolken welle“<sup>10</sup>.

Aus der allgemeinen Berühmtheit, in welcher Gottfrieds Tristan und Isolde stand, ließe sich schon schließen, daß der Dichter auch fürstlichen Höfen, wo der Minnegesang gern vernommen wurde, nicht fremd geblieben sei. Nähere Andeutung hierzu ist uns in jener Stelle des Tristan gegeben, wo er die am Hofe des Thüringischen Landgrafen Hermann weilenden Sänger vor allen Andern rühmt, Heinrich von Weldecke, der seine Aneis auf Bitten Hermanns vollendete, Walther von der Vogelweide und Andere. Aus diesen Anführungen sind wir aber um so mehr berechtigt, ein solches Zusammentreffen Gottfrieds mit jenen Dichtern zu folgern, als er uns an derselben Stelle auch ausdrücklich versichert, daß er sie persönlich kenne:

ich sihe und hân biz her gesehen  
sô manegen schône redenden man,  
daz ich des niht gereden kan,  
ezn dunke mich dà wider ein wint.

Von einer solchen persönlichen Begegnung muß das



gespannte Verhältniß herrühren, das sich zwischen Gottfried und Wolfram erkennen läßt. Freilich waltete zwischen beiden schon in ihrer sittlichen Richtung ein Gegensatz, der nicht tiefer, entschiedener sein konnte. Jedoch nicht dieser, sondern eine hinzugetretene Empfindlichkeit und Eifersucht in Bezug auf poetische Kunst im Allgemeinen war es, die sich in ihrem gegenseitigen Verhältnisse öffentlich geltend machte, ein offener Beweis, daß beide in demselben Kreise ihre übel zusammenklingende Dichterkraft entfalteten.

Haben wir uns als den Ort, wo diese unfreundliche Berührung mit Wolfram Statt gefunden, am füglichsten den Hof zu Eisenach zu denken, so werden wir uns dagegen hinsichtlich Walthers von der Vogelweide für einen andern Hof entscheiden müssen. Daß Gottfried diesen Sänger und seine Poesie kennen gelernt und besonders lieb gewonnen, das bezeugt sein begeistertes Lob desselben, in Verbindung mit der erwähnten ausdrücklichen Versicherung. Aber wo ist dies geschehen?

Wir kennen die Gönner Walthers aus seinen vielen Liedern. Es waren Herzog Friedrich von Oesterreich († 1198), Markgraf Dietrich von Meissen († 1220), Hermann von Thüringen († 1215), Leopold von Oesterreich († 1230), Berthold Patriarch von Aquileja (Verwandter der heil. Elisabeth, † 1251), Bernhard Herzog von Kärnten († 1256), dazu König Philipp von Schwaben und die Kaiser Otto IV. und Friedrich II.

Befäßen wir Gottfrieds „höffschiu liedelîn“, die er auf seinen Sängerefahrten durch die deutschen Lande gedichtet, so fielen es nicht schwer, zu erkennen, welche Gönner ihm mit Walther gemein gewesen seien. Das einzige weltliche Minnelied, das uns erhalten ist, nennt keinen Fürstennamen. Dagegen hat der Eingang zu Tristan und Isolde uns einen Namen bewahrt, welchen wir unbedenklich nicht nur auf einen seiner Gönner, sondern, wie es die im Gedicht bewährte Meisterschaft und Gottfrieds Selbstbewußtsein fordern, auf einen hervorragenden, einen fürstlichen Gönner beziehen. Wenn daher die Anfangsbuchstaben der 2—10. Strophe den Namen Dieterich ergeben, so dürfen wir fragen, welcher von den damaligen fürstlichen Freunden des Minnegesangs darunter zu verstehen ist. Es findet sich unter ihnen nur einer dieses Namens, Markgraf Dieterich IV. von Meissen. Von ihm ist bekannt, daß er ein Freund des Gesanges war; Markgraf Heinrich, sein Sohn, gehört selbst zu den Minnesängern. So ist denn Grund genug vorhanden, auf den Markgrafen Dieterich die in Form eines Akrostichons ausgedrückte Widmung von Tristan und Isolde zu beziehen, ihn für den ersten Gönner unseres Dichters zu halten. Es ist das um so weniger zu bezweifeln, als hiermit zugleich ein fürstlicher Hof gefunden ist, an welchem Walther von der Vogelweide in ganz besonderer Gunst gestanden. Keinem Fürsten hegte auch Walther eine

freundlichere Gesinnung, als dem „Meißner“, die sich besonders in dem schönen Liede zeigt, womit er für ein Geschenk — das Lied <sup>11</sup> von Ludwigs des Frommen Kreuzfahrt — seinen Dank sagt:

„got müeze im ère mèren.  
zuo flieze im aller saelden fluz —!“

So haben denn beide Dichter dem Markgrafen Dieterich wohl gleich nahe gestanden, bei ihm also war es, wo die beiden Sänger sich kennen und achten gelernt.

Für die Bestimmung der Zeit, wann Gottfried den Tristan gedichtet habe, ist das Gefundene von Wichtigkeit. Das begeisterte Lob, welches er dem Walther im Tristan spendet, kann nämlich nur in eine Zeit gehören, in welcher der Meißner demselben seine Gunst noch nicht entzogen hatte. Das aber ist, wie ein Lied zeigt, das offenbar von der Unmilde und der verlorenen Gunst des Meißners, im Vergleiche zur „Blume Thüringens“, dem Landgrafen Hermann, redet <sup>12</sup>, um das Jahr 1215 geschehen. Andererseits gehört das Walther'n von dem Markgrafen mitgebrachte Geschenk in das Jahr 1212 <sup>13</sup>. In die Zeit also um 1212 und weitestens bis 1215 fällt die Freundschaft Walthers am Meißnischen Hofe und folglich auch die Abfassung des ersten Theiles von Tristan und Isolde. Somit darf der Zeitraum vom Jahre 1212 — 1215 in Anspruch

genommen werden für die Abfassung des ganzen Tristan, soweit er Gottfried angehört.

Gottfried stand, als er den Tristan dichtete, in seiner besten Jugendkraft. Das zeigt die Jugendfrische, die durch das Ganze weht, nicht minder aber die Bescheidenheit, womit er zu Walthar, dem gefeierten Meister, aufblickt<sup>14</sup>.

Ob Gottfried nicht auch am Hofe zu Thüringen bekannt gewesen? Seine Beziehungen zu Dieterich sprechen eher für, als gegen diese Vermuthung; Jutta, die Gemahlin Dieterichs IV., war des Landgrafen Hermann Tochter. Vielleicht darf der bereits erwähnte Dichterzwist zwischen Gottfried und Wolfram nicht bloß als eine deutliche Spur der Anwesenheit jenes in Eisenach, sondern auch ernsterer Vorgänge, die daselbst zwischen beiden Statt gefunden, betrachtet werden.

Es hat sich aus jener Zeit die Sage von einem Wettstreit unter den Sängern am Thüringischen Hofe, von dem Sängerkriege auf der Wartburg erhalten. Daß ihr, wie fabelhaft und wohl theilweise auch geradezu unrichtig Charaktere und Namen angegeben sind, dennoch eine Thatsache zu Grunde liege, kann nicht bezweifelt werden. Die Lieder des Wartburgkrieges enthalten nun zwar manche Beziehungen auf die ächten Gedichte Walthers, Wolframs, Reinmars; aber von einem Streite weisen nur Wolframs und Gottfrieds Gedichte Spuren auf. Der tiefsinnige Sänger des heiz-



ligen Grals und der immer heitere, flüchtige Gottfried bildeten freilich einen schwer versöhnlichen Gegensatz. Solch strenger frommer Sinn war diesem im höchsten Grade unbehaglich und unerquicklich. Diese Poesie war für ihn, den Leichtfertigen, schwerfällig, ungenießbar, er war nicht übel geneigt, ihr selbst den Charakter der Poesie streitig zu machen. Der Grund jedoch, weshalb er mit so maßloser Schärfe über sie urtheilte, lag tiefer. Er, dessen ausgesprochenes Lebensideal der üppigste, um Gott und Welt nicht bekümmerte, möglichst vollkommne Sinnengenuss war, konnte unmöglich die Wucht der Gedanken, den Ernst der Kämpfe, die geheimnißvoll erhabene Weltanschauung im Parzival fassen. Da nun eine solche Poesie zugleich über die feinige das Urtheil sprach, so mußte er sie entweder anerkennen — oder bekämpfen. Er that dies, indem er, ohne den innersten Grund seines Widerspruches zu gestehen, ihren formellen Charakter mit der Waffe des Spottes angriff:

„Bindaers wilder maere,  
 der maere wildenaere,  
 die mit den ketenen liegent  
 und stumpfe sinne triegent,  
 die gott von swachen sachen  
 den kinden kunnen machen  
 und uz der bühsen giezen  
 stoubine mergriezen,  
 die bernt uns mit dem stocke schate,  
 niht mit dem grüenen lindenblate,

mit zwiigen noch mit esten, —  
 ir schate der tuot den gesten  
 vil selten in den ougen wol!  
 dane gât niht guotes muotes van,  
 dane lit niht herzelustes an;  
 ir rede ist niht alsd gevar,  
 daz edele herze iht lache dar.  
 dieselben wildenaere  
 sie müezen diutaere  
 mit ir mären lâzen gân:  
 wir mugen ir dânach niht verstan,  
 als man sie horet unde sieht;  
 sone hân wir ouch der muoze niht,  
 daz wir die glöse suochen  
 in den swarzen buochen <sup>15</sup>."

Weit entschiedener und unverhohlener erklärt sich Gottfried im Eingang zum Tristan, wo er in künstlich verschlungener, aber dennoch leicht verständlicher Rede bekennt, daß seine Welt, die Welt, der er mit Leib und Leben und ganzer Dichterkraft angehöre, eine andere, als die ernste, sittlich strenge, christliche sei <sup>16</sup>. So sehen wir denn am Anfang des dreizehnten Jahrhunderts auch auf dem Gebiete unsrer Poesie in dem Gegensatz der beiden ersten Meister jenen großen Kampf Stirn an Stirne beginnen, dessen heißeste, entscheidendste Schlachten immer auf deutschem Boden geschlagen wurden.

Wolfram erwiederte den Angriff des jüngern Kunstgenossen in durchaus würdiger, edler Weise. Er leugnete nicht die Gewandtheit und Anmuth in Gottfrieds

Form, noch weniger bemühet er sich, demselben den Unterschied ihrer beider Poesie begreiflich zu machen, und ging ruhig fort auf seiner Bahn, nicht um Lob oder Tadel bekümmert. Im Eingang zum Willehalm sagt er schlicht und kurz, ohne Arg und Reid:

swaz ich von Parzival sprach,  
des sin aventiur mich wiste.  
etslich man daz prieste:  
ir was ouch vil, di'z smähten  
und baz ir rede wähten.

Man hat das Gemälde in der Manessischen Liederhandschrift, auf welchem Gottfried in der Mitte von fünf andern Sängern erscheint, ähnlich wie Klingsohr in dem zum Wartburgkrieg gehörigen Bilde, ebenfalls für die Darstellung eines Sängerstreites halten wollen, den Gottfried mit fünf Meistern bestanden habe. Allein hier liegt die Erklärung näher. Das Bild Walthers von der Vogelweide und anderer Minnesinger in der Manessischen Handschrift zeigt, daß dem Maler bei der Entwerfung der Bilder charakteristische oder besonders schöne Stellen aus den Gedichten der Meister vorgezeichnet haben. So hat er gewiß auch bei Gottfried an die schöne Stelle im Tristan von dem „Nachtigallengesang“ gedacht, in welcher fünf berühmte Meister des Minnegesanges: Heinrich von Veldeke, Hartmann von Aue, Bligger von Steinach, der von Hagenau und Walther von der Vogelweide, — Wolfram ist, wie wir



sehen, ausgeschlossen, — von ihm bewundert und gepriesen werden. Welche passendere Umgebung hätte der Maler erfinden können, als diejenige, die sich der Dichter selbst erwählt?

Wie unzweifelhaft nun Gottfried auch in Bezug auf dichterische Kunst „die Blüthe und Blume der Minnedichtung in ihrer vollen Farbenpracht und ihrem ganzen Zauberduft“ ist, in sittlicher Hinsicht hat er sich selbst aus dem schönen blühenden Kranze der harmlosen Sänger völlig ausgeschieden; — und dennoch hat derselbe Dichter ein Gottesminnelied hinterlassen, worin die zarteste Frömmigkeit, die heiligste Begeisterung, die heißeste Sehnsucht nach dem Himmel glüht!

Das Geheimniß, das sich hinter diesem anscheinenden Widerspruche verbirgt, ist zu reizend, als daß wir es uns dürften verdrießen lassen, seine Enthüllung zu versuchen. Vielleicht gelingt es, das Lebensbild eines unserer größten Dichter, wenigstens in bedeutsamen Zügen, zu ergänzen.

Einen festen Ausgangspunkt für die Untersuchung gewinnen wir, wenn wir die Dichtungen Gottfrieds unter demselben Gesichtspunkte, der sie so auffallend von einander trennt, unter dem sittlichen betrachten. Die Verschiedenheit, welche uns in dieser Hinsicht an den beiden Hauptgedichten, dem Tristan und dem Gottesminneliede, entgegentritt, ließe sich nicht größer den-

ken. Im Tristan wird die zucht= und gewissenlose Sinnenlust verherrlicht, — das geistliche Minnelied ist der Ausdruck eines aller Erdenlust entfremdeten, in Betrachtung Gottes selig verlorren, nur nach dem Himmel ringenden Herzens. Niemand wird glauben, hier walte nur Verschiedenheit poetischer Stimmung ob, auf einem und demselben sittlichen Standpunkte. Nie wird ein Dichter, nachdem er dem Laster alle Reize seiner Kunst geliehen, darauf die heiligen Wonnen der Gottesminne zu schildern vermögen, ohne vorher von Grund aus ein Anderer geworden zu sein. Ist nun jenes bei Gottfried der Fall, so liegt in dem Vorhandensein des Tristan und des geistlichen Liedes der unumstößliche Beweis vor, daß es außer seiner im Tristan veranschaulichten Lebensperiode noch eine andere, ihr in sittlicher Beziehung vollkommen entgegengesetzte gegeben hat. Es fragt sich nun, ob die letztere der andern vorangegangen oder gefolgt ist. Der Dichter gibt uns selbst eine befriedigende Antwort. In der Einleitung nämlich zum Tristan gesteht er offen, daß er der Minne, die im Tristan zu verherrlichen er sich vorgenommen, selber von jeher (an einer andern Stelle <sup>17</sup> bekennt er: „seit seinem eilften Jahre“) ergeben sei:

dem lebene si min leben ergeben,  
 der werlde wil ich gewerldet wesen,  
 mit ir verderben oder genesen.

ich bin mit ir biz her beliben  
und hân mit ir die tage vertriben:  
die mir uf nähegênde leben  
lêre und geleite sollen geben!

Das geistliche Lied, beziehungsweise die darin beurfundete Lebenszeit, muß demnach dem Tristan gefolgt sein. Hiermit freilich steht die allgemeine Annahme, gemäß welcher es des Dichters Tod gewesen ist, durch den der Tristan unterbrochen worden und unvollendet geblieben ist, in Widerspruch. Es liegt uns ob, den Werth dieser zu prüfen.

Die Zeugnisse, worauf sie sich stützt, gehören den beiden Fortsetzern des Tristan, Ulrich von Türheim und Heinrich von Freiberg an. Die Stelle des letzteren möge zuerst in Betracht kommen. Er sagt:

Wâ nû rîcher künste hort  
wâ schöniu red, wâ blüendiu wort,  
wâ vûnde violengevar,  
wâ sprûche sam die rôsen klar,  
wâ sinnic saz, wâ vündic sîn?  
der aller ich ein weise bin;  
getihtes des gar spâhen,  
des rîchen und des wâhen  
bin ich ein erbeloser man:  
und hab mich doch genomen an  
ze vollebringen diz maer,  
daz so blüende hat biz her  
mit schöner red betihtet  
und meisterlich berihtet  
sîn herre, meister Gotvrit  
von Strazburk, der so manigen smit

spāhen unde rīchen,  
 schoen und meisterlīchen  
 nach durnehtiges meisters sīten  
 ûz blüendem sinne hat gesniten  
 und hāt sô rīcher rede fleit  
 disem sinne angeleit.  
 dise materien er hat  
 gesprenzet in sô liechte wāt,  
 daz ich zwīvele daran,  
 ob ich indert vinden kan  
 in mines sinnes gehūge  
 rede, diu wol stēde tūge  
 bī disen sprūchen gūldin.  
 nu mūge wir niht haben sīn,  
 got unser schepfer daz gebôt,  
 daz in genommen hāt der tôt  
 hie von dirre snoeden werlt.  
 wol geblüemet und wol geberlt  
 ist sīner bluenden vūnde franz,  
 vil reine, lūter unde glanz  
 ist sīner rīcher künste hort.  
 die tōten mit den tōten dort,  
 die lebenden mit den lebenden hie!  
 sīnt daz er dīz buoch verlie  
 und sīn niht hāt voltihtet  
 und tihtender berichtet  
 mit dem getihte sīnen,  
 dem reinen und dem sīnen,  
 so hān ich mich genomen an,  
 ich tummer künstelōser man,  
 daz ich ez volbringen wil  
 mit reb unz an daz jāmerzil,  
 daz Tristan unt diu blunde Isōt  
 in gluender minne lāgen tōt,  
 ob er mich lāt sô lange leben,  
 der lip und leben mir hāt gegeben <sup>18</sup>.

Aus diesen Worten folgt allerdings, daß damals, als sie geschrieben wurden, Gottfried gestorben war und sein Gedicht also nur mehr von einem Andern vollendet werden konnte. Heinrich von Freiberg schrieb dies aber um das Jahr 1300. Mag daher seine Versicherung, daß Gottfrieds Tod der Grund sei, weshalb von ihm, dem Meister, die Vollendung des Gedichtes nicht mehr erwartet werden könne, für jene Zeit unbestritten bleiben, — ob der Tod den Dichter in Wirklichkeit bei der Abfassung des Tristan selbst betroffen habe, das zu glauben nöthigt uns die Stelle keineswegs. Hatte Heinrich Nichts von Zeit noch Ort, wann und wo Gottfried gestorben sei, erfahren, so durfte er immerhin um das Jahr 1300 sein Unternehmen, den Tristan fortzusetzen, mit der Klage um den Tod des Meisters einleiten und rechtfertigen. Daß er aber wirklich ohne jede nähere Kunde hierüber war, zeigt die Unbestimmtheit seiner Worte. Es ist sicher nicht möglich, von dem Tode eines Menschen in allgemeineren Ausdrücken zu reden, als dies Heinrich thut über seinen bewunderten Meister :

„got unser schepfer daz gebot —  
sît daz er diz buoch verlie —.“

Für die Zeitbestimmung, wann Gottfried nun eigentlich gestorben sei, wie lange oder wie kurz nach der Abfassung des ihm angehörigen Tristan, erfahren wir daher von Heinrich Nichts.

Ulrich von Türheim, der erste Fortsetzer, gehört



einer früheren Zeit an; er ist von 1236—1246 nachzuweisen und Konrad von Wintersteten, dem diese Fortsetzung gewidmet ist, erscheint von 1226—1240. Es ließe sich also bei ihm eine bessere Kunde über Gottfried voraussetzen, zumal er auch räumlich nicht so fern von des Meisters Heimath lebte, wie Heinrich. Um so auffallender ist es, bei ihm vollkommen dieselbe Unbestimmtheit des Ausdrucks in Bezug auf Gottfrieds Tod, dieselben vagen Redensarten, wie um das Jahr 1300, zu finden:

Uns ist ein schade groz geschehen,  
 dez mac diz maer ze schaden jehen,  
 wan ez beliben ist in nôt,  
 sit meister Gotvrit ist tôt,  
 der dis buoches begunde:  
 er hât siner tage stunde  
 mit künste erzeiget wol daran,  
 er was ein künstericher man.

O wê der herzelicher klage,  
 daz im der tôt sîn lebende tage  
 leider ê der zit zerbrach,  
 daz er diz buoch niht vollesprach!  
 Sit ez also nu ist komen,  
 Daz in der tôt hât hingenomen,  
 so hân ich mich genomen an,  
 als ich allerbeste kan,  
 daz ich diz buoch biz an sîn zil  
 mit sprüchen vollebringen wil.

Gottfried ist todt, und sein Gedicht ist nicht vollendet! das ist Alles, was wir erfahren. Wann Ulrich die Nachricht erhalten, bleibt unbestimmt. Nehmen wir

auch an, er habe im Jahre 1236, dem frühesten, in welchem er vorkommt, die Fortsetzung begonnen, wie manches Jahr kann Gottfried dann noch nach der Unterbrechung des Tristan (1215) gelebt haben! Blicke aber hierüber noch das geringste Bedenken, so würde es durch Gottfrieds eignes Geständniß, daß jene leichtsinnige, weltliche Periode seines Lebens dem geistlichen Minnelied vorausgegangen sei, völlig niedergeschlagen. In der ersten und zweiten Strophe desselben (nach M. Haupts Ordnung) redet er nämlich als Einer, der jüngst erst sich die geweihte Minne erjagt und es erfahren hat, welch ein unverzagter Muth, welch ein heißes, gewaltiges Ringen „naht und tac“ dazu nöthig ist, die edle Beute zu gewinnen. Gar wohl kundig ist er der Leere und Dede eines gottentfremdeten Lebens, wie er Str. 3. und besonders Str. 4. sagt:

Swen gotesminne nie getwanc,  
 nie der in höhen fröiden ranc  
 noch gut gedanc  
 im nie gewurzet inne.

swer gotesminne nie bevant,  
 der 'st als ein schate an einer want,  
 dem unerfant  
 ist leben, wike und sinne.

swem gotesminne nie besaz  
 den sîn noch daz gemüete,  
 der ist der gnade ein itel vaz,  
 blint ist sîns herzen spiegelglas,  
 sîn lip ist laz  
 gein aller sâlden blüete.



Hierauf bricht der Strom der wehmüthigsten Klagen über die unselige Zeit, die seine eigne Vergangenheit ist, ihm aus dem Herzen: Vom Reize der weltlichen Minne geblendet, hat er verschmäht, um das ewige Leben, die himmlische Minne zu werben (Str. 6.); da fiel er in Sünden, zahllos wie die Wogen des Bodensees; die Gluth der tiefen Herzenswunde, Gott so lange nicht geliebt zu haben (Str. 7.), ist ihm nun ein Weh, das er laut allen Menschen klagen möchte (Str. 6. V. 1—2.). Wenn er deß gedenkt, will ihm, dem Unwürdigen, vor Schmerz die Stimme zum Gotteslob versagen (Str. 5.); nur im Vertrauen zu Gottes Erbarmung (Str. 7. V. 1—4.) und „guter Herzen“ Fürsprache (Str. 8.) hebt er dann muthig zu singen an. Bald hat der selige Muth vollkommen aller Betrübniß obgesiegt, und er ruft alle Menschen auf, eines Liedes zu horchen, wie sie von ihm noch keins vernommen (Str. 9. 10. 11.). Es ist nicht zu zweifeln, daß insbesondere die letzteren Worte ein Geständniß in Bezug auf seine früheren, einer anderen Minne dienenden Lied er enthalten, und das feierliche Gelöbniß, solche Lieder, wie man sie von ihm zu hören gewohnt sei, nimmermehr zu singen.

So ist denn gewiß, daß Gottfried, nachdem er die Dichtung des Tristan unterbrochen, ein ganz und gar dem früheren entgegengesetztes Leben geführt und die neue Gesinnung ebenso, wie die erstere, in begeistertem

Gefange ausgesprochen hat; es ist gewiß, daß er nicht mit der Dichtung des Tristan, sondern mit Gottesminneliedern beschäftigt vom Tode gefunden ward. Hiermit aber stehen wir vor einer Reihe neuer Fragen.

Was sich uns zunächst unabweisbar aufdrängt, ist die Nothwendigkeit, zwischen den beiden so ganz verschiedenen Lebensabschnitten des Dichters ein Ereigniß anzunehmen, welches jene sittliche Umwandlung verursacht hat, und wir tragen kein Bedenken, ein außerordentliches, mächtig eingreifendes Ereigniß zu erwarten. Charaktere von der Entschiedenheit, wie sie sich in der Einleitung des Tristan ausspricht, gelangen nicht auf ebenem Wege, friedlich und allmählich in eine andere Lebensrichtung. Es muß eine höhere Gewalt, eine ungeahnte Macht sie überraschen und in schnellem Siege gefangen nehmen. Bedenken wir nun ferner, wie berühmt und gefeiert der Sänger des Tristan in ganz Deutschland war, wie sein Name zugleich mit denen von Tristan und Isolde und ihrer Minne in ganz Deutschland verbreitet war, so sind wir zu der Erwartung berechtigt, daß das Ereigniß, das ihn dem Dienste der weltlichen Minne abwendig und der Gottesminne so von ganzem Herzen unterthan gemacht, wenn es in Deutschland Statt gefunden, nicht unbemerkt geblieben sein könne. Allein selbst bei denjenigen deutschen Dichtern, welche Gottfrieds Tristan als das herrlichste Minnelied preisen und zeitlich wie räumlich ihm nahe

genug zu stehen scheinen, suchen wir vergebens irgend welche Andeutung jener großen Thatsache. Von den beiden Fortsetzern des Tristan ist bereits geredet. Noch mehr muß es auffallen, daß Rudolf von Ems, wohl der begeistertste unter den Freunden Gottfrieds, der ihn sich ganz zum Vorbild genommen, in jener bekannten Stelle seines Alexander<sup>19</sup> nicht die geringste Kenntniß von dem verräth, was mit seinem Meister nach der Dichtung des Tristan vorgegangen sei. Diese allgemeine Unkenntniß der großen Veränderung in Gottfrieds Leben, welche übrigens allein es begreifen läßt, daß die falsche Meinung aufkam, als sei derselbe über der Abfassung des Tristan gestorben, ist ein vollgültiger Beweis dafür, daß das Ereigniß nicht in Deutschland Statt gefunden habe, ein Schluß, der an Bestimmtheit gewinnt, wenn wir bedenken, daß die abgebrochene Gestalt des Tristan, welche mit dem Tode des Dichters gar Nichts gemein hat, eben nur eine plötzlich eingetretene Störung seiner bisherigen Lebensverhältnisse bekundet. In Folge dieser also verließ Gottfried die Heimath, und in der Ferne geschah die merkwürdige Katastrophe, wovon seine geistliche Poesie Zeugniß ablegt.

Zur Bestätigung dieser Auffassung dient die eigenthümlich feierliche schwungreiche Stimmung, in welcher Gottfried das erste in Deutschland nach jener Umwandlung gesungene Lied, das Gottesminnelied beginnt.

Dies feierliche Absagen gegen alle irdische Minne, diese Ankündigung eines ganz neuen Liedes aus seinem Munde, dieses unerschöpfliche, unendliche Jubeln und Sehnen vor aller Welt entspricht keiner Situation besser, als der eines aus der Ferne mit neuem Herzen wiederkehrenden und das Vaterland begrüßenden Sängers. Als ihn, der das schönste, süßeste Lieb, die Gottesminne heimführte, zum ersten Male wieder die Heimath anlachte mit ihren Bergen und Auen, mit ihren rauschenden Wäldern und Strömen, mit ihrer Sprache und ihrem Himmel: da mochte die Freude an der jüngst gefundenen ewigen Heimath wohl am höchsten aufwallen, und jenes gewaltigen Minneliedes fähig werden.

Ist es nach allem dem Gesagten nicht mehr zweifelhaft, daß unser Dichter, nach Abfassung des Tristan, soweit er ihm angehört, die Heimath verlassen hat, so wird nunmehr zu untersuchen sein, w o h i n er damal gezogen. Wollen wir hierbei den sichersten Weg einschlagen, so müssen wir mit ihm von demselben Punkte ausgehen: von seinem Tristan. Es ist uns bereits klar geworden, daß Gottfried in diesem Gedichte sich zuweilen mit dem liebenden Tristan identificirt, und zwar so wenig verstoßen, daß die Absicht, in jener Rolle erkannt zu werden, offen zu Tage liegt. Verstehen wir seine poetische Sprache recht, so enthält die Stelle, der wir oben vorläufig nur Unwesentliches entnahmen,



nichts Geringeres, als das Geständniß, daß er eben das ganze Gedicht von Tristan und Isolde einer „blunden Isôt“ zu Lieb singe: eine Beziehung, welche er bei der Schilderung und Deutung der Minnegrotte ausdrücklich gesteht<sup>20</sup>, und welche uns jedes Bedenkens überhebt, insbesondere noch die stürmische Klage, womit der Tristan endigt, ebenfalls dem Dichter als Erguß seines eignen Herzens zuzutheilen:

„— Nu ruochet si mîn kleine,      (B. 19545—54.)  
 die ich minne und meine  
 mê danne sêle unde lip.  
 durch si mîd ich al ander wîp  
 und muoz ir selber ouh enbern  
 i n e m a c v o n i r n i c h t d e s g e g e r n,  
 daz mir zerwerlde selbe geben  
 vröide und vröliches leben:  
 ich albe in wunderlicher klage  
 mîniu jâr und mîne tage —“

Die Widmung des Liedes an den Markgrafen Dietrich steht mit dieser Auffassung in keinem Widerspruch; vielmehr entspricht solch ein verstoßlenes Spiel durchaus der neckischen Ironie, die durch den ganzen Tristan geht.

Der leise Klang aus dem eignen Dichterherzen, der sich durch den ganzen Tristan hindurchzieht und sicher ein und derselben Geliebten gilt, ist nun in dem einzigen weltlichen Minneliede<sup>21</sup>, das wir von Gottfried besitzen, zu einem vollen Akkorde aufgeblüht. Außere Angaben über die Zeit seiner Entstehung fehlen uns. Bestimmt ist nur dieses, daß es vor jenes Ereigniß ge-

fest werden muß, in welchem die zweite, ernstere Lebensperiode des Dichters begonnen hat, daß es also in die Zeit gehört, in welcher der Tristan gedichtet wurde. Allein wenn es erlaubt ist, aus der Steigerung im Ausdrucke der Empfindungen deren zeitliche Aufeinanderfolge zu errathen, und verwandte Stimmungen, welche einander ergänzen, auch zeitlich zu verbinden, so läßt sich mit hinreichender Genauigkeit bestimmen, wann das schöne Lied gedichtet worden. Der eben angeführte Schluß des Tristan spricht am erregtesten die Klage nach dem unerreichten Minneglücke aus. Sie ist so ungestüm, daß man nicht umhin kann, zu fragen: Wird Gottfried sich bei solcher Heftigkeit seiner Gefühle mit der Klage begnügen, wird er nicht das Aeußerste auch thatsächlich zu wagen sich entschließen? Die Unterbrechung des Tristan gibt die Antwort, daß er dies gethan habe; deutlicher aber spricht, gerade in diese Situation eintretend, das Minnelied:

Was hilft mich umbesagen?  
mit einem worte si'z besliuzet,  
si sprichet kurzlich: „i'ne wil!“  
soll ich darumbē verzagen?  
nein, ich enwil! swen es verdriuzet,  
der bejaget niht ze vil.

Ich wil si versuochen baz  
und wil mich ir ze Dienste iemer sparn:  
und obe si mir gebiutet daz,  
ze Babylone  
nach ir lōne  
wolt ich gerne varn!

Gottfried will, um das Aeußerste zu versuchen, das höchste, ritterlichste Opfer bringen, will zum Kampfe gegen die Sarazenen, die Feinde der Christenheit, fahren, die das heilige Land in Besitz genommen zur Schmach des Abendlandes. Welcher Gunst wäre ein Mann noch unwerth, der sein Blut verspricht im heiligen Streite! Gewiß, wenn Gottfried mit diesem Gelübde vor die edle Frau hintrat, um die er warb, dann konnte sie sich nicht mehr weigern, dem Heimgekehrten anzugehören. Da legte denn der Sänger die Harfe hin, — fröhlicher mochte er sie einst wieder zu finden und den Tristan zu vollenden hoffen —, griff zum Schwerte und fuhr „ze B a b y l ò n e“ „n a c h i r l ò n e.“

Es ist früher nachgewiesen, daß die Zeit, in welcher der Tristan gedichtet wurde, am sichersten in die Jahre 1212—1215 gesetzt wird. Nehmen wir auch an, sie sei bis 1216, ja bis 1217 auszu dehnen, so trifft des Dichters Entschluß, „ze Babylone“ zu fahren, der die Unterbrechung des Tristan veranlaßt hat, gerade in eine Zeit, welche durch die großartigsten Vorbereitungen des gesammten Abendlandes zu einem neuen Kreuzzuge bewegt war. Auf dem Concil im Lateran 1215 hatte Innocenz III. an alle christlichen Völker den Aufruf zur Kreuzfahrt erlassen, am 25. Juli desselben Jahres, dem Tage seiner Königskrönung, hatte Friedrich II. mit vielen Fürsten und Herrn das Kreuz genommen, im folgenden Jahre sollte die Fahrt von Statten gehen.



Die Predigt des Kreuzes scholl von Ungarn bis nach England, von Burgund bis hinauf in den skandinavischen Norden. Am gewaltigsten waren die Zurüstungen im Rheinland; die Bischöfe von Köln, Trier, Mainz, Straßburg hatten mit Friedrich II. das Gelübde gethan, dazu die Herzöge von Brabant, Limburg, die Grafen von Holland, Jülich, Berg, Wied, Sayn; aus dem Innern des Reiches die Bischöfe von Bamberg, Passau, Münster, die Herzöge von Oesterreich, von Meran, weiter östlich der König von Ungarn. In Frankreich rüstete man, in Schweden und England, die ganze Christenheit hatte der heilige Sturm ergriffen. Doch erst im Sommer des Jahres 1217 waren die ersten Heere zur Abfahrt bereit. Auf vierhundert Schiffen segelten die Kreuzfahrer des Niederrheins und Westfalens erst nach Portugal und mit Ruhm gekrönt darauf ins Morgenland<sup>22</sup>, die anderen Kreuzfahrer zogen zu Tausenden nach Italien und schifften sich in den dortigen Häfen, Genua, Venedig, Brundisium, Messana ein. Unter ihnen haben wir auch unseren Sängere zu suchen. Wirklich ging der ganze Zug, dem bereits seit 1202 ausgemachten Plane gemäß, nicht zunächst gegen die sarazenische Macht in Palästina, sondern „z e B a b y l o n e“, nach der Residenz der Sultane von Aegypten, dem mit Kairo zu einer Stadt vereinigten (Neu-) Babylon. Der Schlüssel des „Babylonischen Reiches“, wie Aegypten von den damaligen Schriftstellern

genannt wurde, war Damiette. In dem christlichen Heere, das vom Sommer 1218 an diese Feste belagerte, befanden sich mit dem Dichter des Tristan auch Otto von Botenlauben, Neidhart von Neuenthal und andere berühmte Minnesänger.

Von irdischen, weltlichen Wünschen erfüllt, hatte Gottfried den Kreuzzug angetreten, als ein völlig Anderer, als Gottesminnesänger sah er die Heimath wieder. Aber noch mehr. Nicht blos innerlich, sondern auch äußerlich umgewandelt kehrte er von der Fahrt zurück. Fassen wir den letzteren Punkt zuerst ins Auge. Das Lied von der williglichen Armuth gibt uns darüber den bestimmtesten Aufschluß.

In dem Liede preist er die Armuth, — die Armuth, welche man „hat um der süßen Gottesminne willen“, die „willigliche“, ja die „geistliche“ Armuth. Diese Absicht an sich und der mystische sanfte Ton, in welchem das Lob der demüthigen Tugend gesungen wird, läßt keinen Zweifel darüber, daß der Sänger eben selbst ein williglicher, geistlicher Armer gewesen, daß er, mit anderen Worten, dem gerade in den Jahren 1217 — 1221 mächtig aufblühenden Orden der freiwilligen Armuth, des heil. Franz von Assisi angehört habe. Das Lob der Armuth ist übrigens nur im Allgemeinen des Sängers Absicht; der besondere Zweck, den er verfolgt und der die soeben

ausgesprochene Behauptung auf das Entschiedenste bestätigt, ist dieser: dem Orden der williglichen Armuth in Deutschland und zwar zunächst unter den Armen selbst Jünger zu gewinnen. Ihnen, die von Noth betroffen sich beugen lassen und verzagen wollen, möchte der Dichter gerne vollends die Freude an irdischem Besitz verleiden und sie, die gleichsam am nächsten sind, den leichtesten Uebergang haben, der wenigsten Opfer bedürfen, zur geweihten Armuth hinüberführen. Sie zu trösten, bemüht er sich demnach nur in der ersten Strophe, in allen folgenden weiß er Nichts mehr davon, daß die Armuth ein Unglück sei, — er preist sie als einen Schatz, als ein hohes heimliches himmlisches Gut, er sucht für sie zu begeistern. Willigliche Armuth, so beginnt ihr Lob, rettet vor der Hölle, befreit von Sünden, versöhnt mit Gott, fügt zwischen Gott und der Seele einen unaussprechlich süßen Minnebund (Str. 2). Er, der Hehrste, uns ein Vorbild, hat sie zuerst geliebt, ihr verdanken wir unsere Erlösung: wer ihm gleichen will, der soll sie lieben (3). Niemand entrinnt den ewigen Schmerzen, er minne denn die Armuth! Keinem, selbst der Mutter nicht, gibt Gott zweimal den Himmel: wer den ewigen gewinnen will, muß den irdischen lassen, muß arm werden (4). — Den williglichen Armen hat Gott selbst den Himmel verheißten. Gut — ohne Maaß — bringt

Verderben; wende dein Herz weg davon (5). Es zieht ab von der Liebe Gottes, bringt Hoffarth, Wollust, stürzt in die Hölle (6). Durch die Hoffarth verblindet es, führt der Hölle nah, Gott fern (7). Durch die Wollust verleidet es geistliches Leben und Selbstverleugnung, es jagt Gottes Minne aus dem Herzen, zieht zur Tiefe (8). Es macht träg zum Guten, kann nicht mit Gott in einem Herzen sein (9). — Aber die **Armu th** bringt seligen Gewinn: die Verachtung von der Welt — Welch kleiner Verlust für den, der Gottes Liebling ist! Kommt der Tag des Gerichtes, dann fahren, während die Reichen in ewigen Jammer sinken, die Armen als Gottes traute Genossen zur ewigen Freude (10). Kein Weg sicherer zum Himmel, als Demuth, — jäher zur Hölle, als Hoffarth: Armuth macht demüthig, Hoffarth aber — wo ist sie mehr, als bei den Reichen (11)? Soll dir jedoch die Armuth wahrlich zum Heil gereichen, so muß zu ihr sich Reinheit, Keuschheit, Milde, Demuth, Geduld gesellen (12).

Ist es hiernach gewiß, daß Gottfried nach seiner Rückkehr aus dem Morgenlande als ein Mitglied des Franziskanerordens in Deutschland gewirkt habe, so bleibt noch die Frage, ob er erst in Deutschland selbst, oder aber etwa bereits schon früher, auf der Kreuzfahrt, das Kleid des heiligen Franziskus genommen habe. Ersterem stünde insofern Nichts im Wege, als wir wissen, daß um das Jahr 1219 dieser Orden sogar



schon am Niederrhein Fuß gefaßt hat<sup>23</sup>. Allein gewichtige Gründe sprechen für das Zweite. Einmal nämlich wäre der Eintritt des überall bekannten Meisters in den geringen Orden in Deutschland ein Ereigniß gewesen, das nimmer ohne das größte Aufsehen hätte vor sich gehen können. Aber wie von der sittlichen Veränderung des Dichters, so schweigen auch von diesem Schritte in Deutschland Alle, welche Gottfried kennen. Und weist nicht der Charakter der außerordentlichen That schon selbst auf die Kreuzfahrt hin, als die Zeit, in welcher am wenigsten die Anregungen zu einem so frommen, hochherzigen Entschlusse fehlen konnten? Noch ein anderer unter den Minnesängern, zugleich ein solcher, der sich das Gottesminnelied unseres Meisters sichtlich zum Vorbild genommen, gehörte einem der damals entstandenen Bettelorden an: Bruder Eberhard „der bredier“. Auch er, dem edlen Geschlechte von Hohenfarn entsprossen, mochte wohl auf einer, vielleicht derselben Kreuzfahrt mit Gottfried das Ordenskleid gewählt haben.

Doch wir haben dafür, daß Gottfried vor seiner Rückkehr in die Heimath ein williglicher Armer geworden sei, bestimmtere Beweise in seinem Gottesminneliede. Schon in diesem nämlich tritt uns der Sänger bereits überall als ein solcher entgegen, der sich dem Herrn durch das Gelübde der Minne, der Keuschheit ergeben, dessen Seele eine Gottesbraut geworden



ist, für den kein Gut der Erde mehr Werth hat. Deutlicher noch charakterisirt er sich durch die Anklänge an den kirchlichen Antiphon Regina coeli, *laetare* (Str. 42—53), durch die Worte:

„s i b e n s t u n t a n d e m t a g e s o l  
d i r l o p v o n m i r e r k l i n g e n“ (Str. 54),

und durch die ausgesprochne Absicht, mit dem Liede die Gottesminne in Anderen, „in den Besten“ anzufachen (Str. 9, 10, 11, 13, 67), als einen Geistlichen von Beruf. Da nun aber das Gottesminnelied sofort bei der Rückkehr in die Heimath gesungen ist, so muß der Eintritt in den Franziskanerorden auf der Kreuzfahrt Statt gefunden haben.

Durch unsere bisherige Untersuchung sind die zwei bedeutsamen Thatsachen in Gottfrieds Leben, seine sittliche Umwandlung und sein Eintritt in den Franziskanerorden, in so enge Zeitgrenzen eingewiesen, daß wir, wie sich uns aus inneren Gründen schon anfangs ergab, nicht anzustehen brauchen, die beiden als in eine einzige zusammenfallend aufzufassen. Wenn dies aber also sich verhält, dann stellt sich in noch weit höherem Grade die schon früher erkannte Nothwendigkeit heraus, daß dem entschieden weltlichen Charakter Gottfrieds ein übermächtiges Ereigniß entgegengetreten sein, daß eine höhere Gewalt in sein Leben eingegriffen haben müsse. Eine Andeutung, welcher Art sie gewesen sei, liegt sicherlich schon in der Zusammengehörigkeit beider

Thatsachen, welche ohne Zweifel so zu verstehen ist, daß Gottfried in Folge seiner Sinnesänderung alsbald gerade in den Orden des heil. Franziskus getreten. Hätte gar dieser Heilige selbst unseren Meister der Welt abwendig gemacht und unter seine Jünger aufgenommen? Nichts wäre so geeignet, eine Wirkung, wie sie in Gottfrieds Befehrung und Ordensannahme vor uns steht, zu erklären. Auch wäre es, wengleich der schönste, doch nicht der einzige Sieg, den Franziskus über ein edles deutsches Herz gewonnen. Ward ja um das Jahr 1221 das zarte Herz der minniglichen heiligen Elisabeth, derselben Fürstin, deren Jugend auf der Wartburg von den schönsten deutschen Minneliedern umflungen war, durch die bloße Kunde von dem seraphischen Leben des heil. Franziskus so tief ergriffen, daß sie in der Folge, um sein Beispiel nachzuahmen, von der Höhe ihres Thrones niederstieg und eine willigliche Arme ward. Wie gewaltig mußte erst die persönliche Erscheinung des wunderbaren Mannes wirken! Bekannt ist die innige Freundschaft des wahrlich nicht weichlich empfindsamen Papstes Gregor IX. mit dem Heiligen. Von seiner eigenthümlichen Gabe, oft selbst die Leichtfertigkeiten für die Gottesminne, wie er sie verstand, zu gewinnen, wird ein merkwürdiges Beispiel erzählt<sup>22</sup>. Ein nach seinem weltlichen Namen unbekannter Dichter, der allgemein „König der Dichtkunst“ hieß und wegen seiner herrlichen, aber sehr üppigen Lieder

von Kaiser Friedrich II. den Dichterkranz empfangen hatte, kam eines Tages in dem Burgflecken San Severino zufällig in die Kirche, wo eben der heil. Franz mit der ihm eignen hinreißenden Gewalt zum Volke predigte. Unter der Menge verborgen, verfolgte der Fremdling, schon vom ersten Eindruck gefesselt, mit gespanntester Aufmerksamkeit den Strom der Rede. Bald hatte ihn die Gluth des innig verwandten Herzens ergriffen: er sank dem Heiligen zu Füßen und empfing das Ordenskleid mit dem Namen „Bruder Pacifico“. Er wurde der Vertraute der Poesteen seines Meisters; was dieser im ungestümen Drang des Herzens regellos gedichtet, das brachte Bruder Pacifico's kundige Hand darauf in rhytmische Ordnung. Und wie wäre solche Macht über eine Dichternatur an Franziskus auffallend, dessen ganzes Leben Nichts war, als Gottesminne im Gewand der zartesten Poesie! Einst „die Blume von Assisi“, hatte er an der Spitze der jugendlichen Genossen im ritterlichen Festschmuck, Lieder singend, die Straßen seiner Vaterstadt durchzogen. Dann, ein wunderbarer Kaufmann, durch Gottesminne arm geworden, wie Keiner noch, ging er in Umbrien, in ganz Mittelitalien umher, singend und sagend von dem Reichthum, den er gefunden. Beim bloßen Klang des Namens Jesu „zitterte das Herz ihm, wie von himmlischer Musik bewegt“, mit seinem einfach großartigen „Gesang von dem Bruder Sonne“ machte er einem Bürgerkrieg ein Ende.

Bald einsam, bald von den geistlichen „Rittern seiner Tafelrunde“ — so nannte er seine ersten Jünger — umgeben, durchwanderte er die Landschaften und Seestädte Italiens und sang, während die Kreuzfahrer des Abendlandes vorüberzogen, von der „sehnenenden Gluth“ der Gottesminne<sup>25</sup>. Einen ganzen Dichterfrühling rief er in Italien wach; Thomas von Celano, Giacomona da Todi, Bonaventura, Giacomino da Verona und viele Andere sind, vom Hauche seiner Poesie angeweht, zu Dichtern geworden<sup>26</sup>. Warum sollte nicht der deutsche Dichturfürst Gottfried von Straßburg, dessen Herz, trotz aller sittlichen Verschiedenheit, an Tiefe des Liebesbedürfnisses, an Zartheit und Gluth der Gefühle so durchaus dem des heil. Franziskus verwandt war, bei einem persönlichen Zusammentreffen, zumal wenn schon durch die Kreuzfahrt ein heiliger Ernst sich seiner bemächtigt hatte, von der Gottesminne in so hochpoetischem Gewande ergriffen und ihr auf immer eigen geworden sein! Gewiß, sollte er je zu der Ueberzeugung gelangen, daß er bisher nur einem Wahne gefolgt sei, sollte das Gefühl unbefriedigter tiefster Sehnsucht jemals zu einer solchen Macht in ihm sich steigern, daß der Entschluß, mit der Vergangenheit zu brechen, reifte, dann ließ sich wohl nie ein wirksameres Moment dazu denken, als wenn ihm eine ebenbürtige Dichternatur entgegentrat, in welcher die sittliche und die poetische Schönheit zu einem seligen Ganzen verbunden ihn ebenso



sehr zur Hochachtung nöthigen, als wunderbar, unwiderstehlich anziehen mußte. Hier war Alles vereint, dessen er sich rühmte, und wie Vieles noch, dessen Mangel ihm nie so schmerzlich, als diesem Manne gegenüber, fühlbar werden mußte.

Doch wir brauchen nicht bei der bloßen Möglichkeit eines Zusammentreffens der beiden Männer, wie groß sie auch schon ist, stehen zu bleiben<sup>27</sup>; es sind uns deutlichere Spuren erhalten.

Die Originalität, welche das Leben des heil. Franziskus unter allen Gestalten seines Jahrhunderts so entschieden auszeichnet, und welche seiner Poesie in Gesang und Leben ein weder vor noch nach ihm wiederkehrendes Gepräge aufgedrückt hat, ist der Art, daß, wenn bei einem Zeitgenossen, der mit ihm Verkehr haben konnte, dieselbe poetische Auffassung, dieselben Züge vorkommen, man wohl zu dem Schlusse befugt ist, es habe zwischen beiden ein persönlicher geistiger Austausch Statt gefunden. Dies aber ist, wie wir uns überzeugen werden, mit den drei charakteristischsten Zügen der Poesie des heil. Franziskus bei Gottfried von Straßburg der Fall.

Wir glauben die erste Eigenthümlichkeit, welche sich auf die Art und Weise bezieht, in welcher das Liebesverhältniß zu Gott aufgefaßt wird, nicht besser angeben zu können, als indem wir einige bezeichnende Stellen aus den Gedichten des heil. Franziskus hervorheben<sup>28</sup>.



Geschaffnes ist vor meinem Blick zerronnen,  
 Zum Schöpfer schreit all meines Herzens Dichten:  
 Himmel und Erde gibt mir keine Wonnen,  
 Sie schwinden hin vor seiner Schönheit Lichte.  
 Zum nächt'gen Grau'n wird mir der Glanz der Sonnen  
 Schau ich sein holdumstrahltes Angesichte —  
 Der Cherub wird zu Nichte  
 In sel'gem Schau'n verkläret,  
 Der Seraph lieb verzehret,  
 Schwindet vor dir, mein Leben!  
 Schau ich dich, Schönheitsquell, — mir selbst entronnen  
 Bin ich, nicht weiß ich wo, nach welchem Lande.

Von süßer Wonne ist der Geist umrungen,  
 Hin zur Umarmung ihn sein Sehnen träget:  
 Sein Schau'n, in dieses Schönheitsmeer gedrungen,  
 Nach Nichts von Außen mehr Verlangen heget.  
 Von Christi Gnadenfülle fest umschlungen  
 Hat er sich selber gänzlich abgelegt,  
 Kein Wunsch in ihm sich reget,  
 Nichts will er mehr erlangen,  
 Verlust macht ihn nicht bängen,  
 Von sel'ger Füll' umgeben.

Besiegt von Liebe zogst du  
 Wie trunken hin auf Erden,  
 Und stolz auf dich als Beute  
 Beging Triumph die Minne. —  
 Und als du standst im Tempel,  
 Ließ'st du das Wort erschallen:  
 Zu trinken komm, um ewig zu gesunden,  
 Wer Liebesdurst empfunden,  
 Heiltrank soll er empfangen,  
 Maafloser Minne Süße,  
 Die ihm erneut das Leben.  
 Was ist der Preis des Trinkens?  
 Nur Liebe, Liebe, Liebe!

In Gluth mich Liebe senkte  
 Mein Bräut'gam jung erblühend,  
 Als er den Ring mir schenkte;  
 Das Lamm, in Liebe glühend,  
 Den Stahl in's Herz mir senkte,  
 Mit Banden mich umziehend,  
 Der Brand das Herz mir sprengte,  
 In Gluth mich Liebe senkte.

Durch alle diese Lieder geht ein Hauch ganz eigner Romantik, der, mag er, wo immer in derselben Zeit, wiederbegegnet, nur aus diesem Herzen stammen kann. Vergleichen wir nun damit den ganzen geistlichen Minnegesang Gottfrieds von Straßburg, so ist demselben freilich die eigenthümliche Klarheit und Einfachheit eines deutschen Sängers eigen, aber in den Grundanschauungen, wie in den Bildern bleibt eine so auffallende Uebereinstimmung, daß kein Zufall ausreicht, sie zu begreifen. Insbesondere kann uns dies nicht entgehen, wenn wir auf folgende Stellen achten:

Ach waz' dez liep von tag ze tage, (Str. 88.)  
 baz unde baz an alle klage,  
 ach süeziu sage  
 dur dren in diu herzen!  
 ach gernder ruowe ein guot gemach,  
 ach gar für sendiu leit ein tach,  
 ach klink' der bach  
 für durstebernden smerzen!  
 ach schöne anlük, wol stender munt,  
 ach reiniu valkenougen!  
 ach liep unz uf der sêle grunt,  
 du tuost dein liep mit liebe wunt. —



Ach brennender sterne, ach brinn' der mán, (89.)  
ach glenz' der sunne wolgetán  
dur manegen plán!  
ach blüendiu, berndiu heide!  
ach ougenwol, ach herzensat,  
ach liep, dar nie kein liep getrat  
ach richiu ougenweide!  
ach liep alda, ach liep alhie,  
ach liep in allem Sinne,  
ach liep, daz noch kein lieberz nie  
erwuchs in menschen herzen ie!

Ach minnelicher umbevanc, (86.)  
ach vol vriuntlicher grüeze!  
ach nie kein süeze näher dranc  
ze herzen, noch so tiefe ensanc  
ân allen wanc,  
alsam din berndiu süeze.

Du bist genant daz lebende heil, (69.)  
daz dur uns wart dem tóde veil,  
du taete uns geil  
mit dine herzensere;  
du fröitest uns mit diner nót,  
du lieze uns leben und laege tót:  
die triuwe erbót  
nie mensche menschen mære.

du z'allen ziten hast zertán (73.)  
din arme, uns armen wilt enpfân,  
swie vil wir hân  
getán gen diner hulde —!

Du bist sô guot, sô rehte guot,  
sô guot ob aller guete;  
din güete lebendiu wunder tuot,  
si bringet darzuo tóten muot,

daz herndiu bluot  
swirt ûz des herzen blüete.

Ach süezer wunder âne swert, (91.)  
ach sunder für brennâre!  
wol im, swer wunden von dir gert:  
der wirt der liebsten gewert —!

Es ließen sich diesen Stellen noch viele andere, besonders Str. 59, 60, 63, 69, 70, 76, 84, 85, 92, 93, hinzufügen. In ihnen allen tönen Gedanken des heil. Franziskus aus deutschem Herzen. Freilich zur Zeit der Mystiker kehren sie oft wieder, da stehen sie alle wie ein Sternenhimmel über tiefen Seen; aber zu Gottfrieds Zeit waren sie in Deutschland unbekannt: er ist es gerade, der in seinem Liede den tiefblauen nächtlichen Schleier mit all den ewigen Sternen der Minne über Deutschland ausgespannt hat, licht und lauter, wie nach ihm Keiner. Haben aber selbst die späteren Mystiker gerade in dem Orden des heil. Franz so leben und lieben gelernt, von wem anders, als von ihm selbst, hätte Gottfried im Auslande, da der Orden noch erst im Entstehen war, des Meisters Herzensgedanken so frisch empfangen!

Ein anderer, durchaus origineller Zug im Leben des heil. Franziskus ist sein vertrauliches Verhältniß zur Natur, wie es in einer Reihe der lieblichsten Erzählungen aus seinem Leben, am erhabensten jedoch in seinem Lied zum Lobe Gottes um der Schöpfung willen, oder,

wie es gewöhnlich genannt wird, seinem „Gefang von dem Bruder Sonne“ („Cantico de lo frate sole“), sich spiegelt. Wie so ganz damit übereinstimmend ist die, freilich noch tiefer gehende Naturbetrachtung des deutschen Sängers, der den Erlöser preist in den Worten:

Dich minnet erde und ouch daz mer (61.)  
 für, luft und ouch die winde,  
 die himele und allez himelher:  
 sus gistu blüender blumen ber  
 an alle wer  
 dim liebsten ingesinde!

dich triutet manic edeler muot, (62.)  
 dich triutet herze und herzebluot,  
 du bist so gut  
 ze triutenne, trütminne!

dich triutet aller sternen schin,  
 der mäne und ouch der sunne,  
 dich triutent d'elemente din, —  
 waz möhte baz getriutet sin?  
 kein triutelin  
 sam du, getruter brunne!

Aber von allen Eigenthümlichkeiten in dem Leben des heil. Franz war keine seiner Zeit so neu und außerordentlich, als seine hochpoetische Liebe zur Armuth. Durch sie gerade ist er das Wunder seines Jahrhunderts geworden, in ihr ist die Bedeutung seiner Person und seines Ordens recht eigentlich begründet. Seit den Tagen, da der Herr sie in seinem irdischen Wandel zum ersten Male dargestellt hatte, ist sie in Keinem wieder so rein und sinnig aufgelebt als in Franziskus. Bei



dem Reichthum, den die Gottesminne besitze, dünkte ihm irdisches Gut wenigstens überflüssig; ja er mied es, wie eine Versuchung zum ewigen Verderben. Die Armuth, pflegte er zu sagen, war Gottes geliebte Braut, da er auf Erden lebte. Sie blieb ihm treu, wie keiner der Jünger, sie folgte ihm noch weiter, als selbst seine Mutter, bis hinauf an das Kreuz. Seit ihr der Bräutigam in den Himmel gegangen war, irrte sie, unerkannt und verachtet, die königliche, umher; Niemand wollte sie lieben. Aber Franziskus erkannte sie und ergab sich ihr mit schwärmerischer Minne. Alles ließ er, Alles vergaß er und hing nur ihr an sein Leben lang. Von ihr redete, von ihr sang er liebetrunken, sein ganzes Leben war ein Hymnus auf die willigliche Armuth<sup>29</sup>.

„ — — Vor Inbrunst ganz seraphisch,

— — — — —  
 — — gerieth noch jung er mit dem Vater  
 In Streit um eine Braut, der wie dem Tode  
 Sonst Niemand seines Wunsches Thür eröffnet:  
 Vor seinem geistlichen Gerichtshof aber  
 Und coram patre einigt' er mit ihr sich,  
 Dann liebt' er sie von Tag zu Tage stärker,  
 Die ihres ersten Gatten war beraubt  
 Tausend und hundert Jahr und mehr, verachtet  
 Und dunkel, bis er kam, blieb ohne Dreier:  
 Nicht half —

— ihr standhaft bleiben oder tapfer,  
 Als sie, wo unten stehen blieb Maria,  
 Mit Christus an das Kreuz emporgestiegen.  
 Doch daß nicht zu verhüllt ich weiter rede:  
 Franziskus und die Armuth nimm als diese

Brautleute an, in meiner Redefülle.  
 Da gab der Beiden Eintracht und ihr heit'res  
 Ausseh'n und Lieb' und Wunder und ihr süßes  
 Anblicken Anlaß heiliger Gedanken,  
 Daß sich der ehrfurchtwürdige Bernardus  
 Zuerst entschubete und solchem Frieden  
 Nacheilt' und eilend sich zu träge dünkte:  
 O unbekannter Reichthum, wahrer Schatz du!  
 Egidius entschubte sich, Silvester  
 Nach jenem Bräut'gam, so gefiel die Braut ihm."

So sang mit noch ungeschwächter Bewunderung fast ein Jahrhundert später Italiens größter Dichter von dem Bräutigam der Armuth<sup>30</sup>; wäre es des deutschen Meisters unwürdig gewesen, dem Lebenden Jünger zu werden und Sendbote über die Alpen? Das Lied von der williglichen Armuth, dessen Gedankengang wir bereits kennen, überhebt uns jedes Zweifels daran, daß dem Sänger wirklich so geschehen sei. Bis in die einzelsten Züge gibt es die Gedanken des Franziskus wieder; es zeugt klarer, als jede andere Uebereinstimmung, für die Thatsache, daß Gottfried und Franziskus sich einmal recht innig nahe gewesen sind und daß dieser Moment für unseres Dichters ganzes Leben die Entscheidung gebracht hat. Hiermit ist also zugleich der Augenblick gefunden, in welchem Gottfried mit seiner früheren Lebensrichtung gebrochen: eine einzige Katastrophe hat den Sänger von Tristan und Isolde aus den Banden der weltlichen in die Freiheit der Gottesminne gerettet und ihn in einen Jünger des Franziskus

verwandelt; — und der ihn so, was längst sein Name wollte, ein Pacifico werden hieß, war kein Anderer, als der Heilige selbst. Die hochpoetische Gestalt dieses fahrenden Sängers, in seiner Einfalt und Anmuth und heiligen Minnegluth, trat, sei's nun in Italien, sei's vor Damiette<sup>31</sup>, dem friedlos irrenden deutschen Sängere entgegen wie ein Wunder aus höherer Welt: da schwand in ihm „der Wahn“, er wußte, er gestand sich, was ihm fehlte, der süße Bote reichte dem Dürstenden den Minnetrank, und mit kühner, sieghafter Erhebung gab er auf immer sich der Gottesminne gefangen. Ein neuer Frühling war angebrochen:

„Diu süeze boumbluot sach den man  
 so rehte suoze lachende an,  
 daz sich daz herze und al der muot  
 wider an die lachende bluot  
 mit spilnen ougen machte  
 und ir alles widerlachte.  
 daz sanste vögelgedöne,  
 daz süeze, das schöne,  
 daz ören unde muote  
 vil dicke kumt ze guote,  
 daz vulte dâ berg unde tal.“ (Tristan v. 534 ff.)

Und er, in den Blüthenzweigen des Baumes der Minne verborgen, war nun selber, über „der Au, aus der die lichten Blumen lachten“,

„Diu sâlige nachtegal,  
 daz liebe süeze vögellin,  
 daz iemer süeze müeze sîn“,

und

„ — fallete uz der blüete  
mit solcher übermüete,  
daz da manic edele herze van  
vröude und höhen muot gewan.“

So fuhr Gottfried der Heimath zu. Der Streit mit Wolfram von Eschenbach war ausgesöhnt; aber nicht mehr zog er um eitlen Ruhmes willen, wie ehemals, an die Höfe der Fürsten, wo einst sein Tristan getönt. Ihm quollen andere, neue Lieder aus dem Herzen; nicht die Welt mehr, sondern Gott „truoc gewalticliche in sinēs herzen funicriche das zep̄ter und die frōne“. Mochte den Tristan weiter singen, wer wollte: ihm hatte ein anderes Lieb die Harfe gestimmt! Gedrängt von der überwallenden Freude, heiß verlangend, mit Gesang zu büßen, was er singend gefehlt, und von süßen Ahnungen naher Heimfahrt zu „der Minne Land“ bewegt, begann er, Alle, die einst den verlockenden Klängen des Tristan gelauscht, mit neuem Liede unter das hochgetragene Banner der geweihten Minne zu rufen und als deren Bekenner reuig und selig auszuhauchen.

Er hat dieses und seine anderen geistlichen Minnelieder, wovon uns wohl manches verloren ist, in der Heimath gesungen; das zeigt die in ihnen deutlich kundgegebene Absicht, auf Andere zu wirken. Das wie aus nächster Umgebung gegriffene Bild vom Bodensee (Str. 7) läßt auf den Oberrhein als seinen Aufenthalt schließen. Still, wie es ihm Gesinnung und Stand gebot, muß

sein Leben hingegangen sein. Wann der selige Arme gestorben, berichtet uns Niemand; für die Freunde seines Tristan war er es längst schon. Kein Vertrauter weiß uns Einzelheiten zu erzählen von der „Blume unserer Minnedichtung“, wie und wie lange noch sie in dieser Welt geblüht. Daß seine Verborgenheit, wenn sie lang gedauert hätte, wohl doch nicht möglich gewesen wäre, und daß Gottfried demnach schon vor dem Jahre 1230 aus der Welt geschieden sein dürfte, ist wohl zu vermuthen.

Aber sein Name lebt und leuchtet gleich dem Namen Erwins über deutschem Lande, sein Denkmal ist das hohe Lied, das deutsche Liedeum, das er gesungen: in den Tiefen der Buße gegründet, strebt es, die Gottesmutter lobend, dem Mare gleich, zum höchsten Ziel, zu Ihm, dem „minniglichen Kaiser“ selbst hinan, bis es, ein himmlisches Schwanenlied, ringend mit seligen Wonnen, die krönende Blume in den Himmeln birgt.

---

Das große geistliche Lied, welches die sittliche Epoche in Gottfrieds Leben bezeichnet, zerfällt in drei Hauptabschnitte. Der eine enthält das Lob Christi, der andere das Lob Mariens, der dritte preist die Gottesminne. Daß wir jedoch in dieser Dreitheilung nur Glieder eines Gedankens zu erkennen haben, ergibt sich bereits aus ihrer Aufeinanderfolge. Durch die Strophen



5, 6, 7, 8, 9 und durch Strophe 54 steht die Ordnung der drei Gruppen fest, wie sie von M. Haupt<sup>32</sup>, dem Herausgeber des Liedes, hergestellt ist. Das Lob der Gottesminne bildet die Einleitung und spricht (besonders Str. 9, 10) als Aufschrift den Zweck des Liedes aus. In Maria hat die Gottesminne ihren Anfang genommen, von ihr ist sie ausgegangen: das bewegt den Dichter, sie zu feiern, die Morgenröthe. Darauf aber wendet er sich, mit der Andeutung, daß er auch in der Mutter bereits den Sohn gelobt, dem Preise Christi, des Erlösers, zu. Das ganze Lied ist recht eigentlich ein Minnelied, ein Lied von der Gottesminne. Nicht das Liebeverhältniß zwischen Gott und den Menschen überhaupt, sondern das beiderseits menschliche zwischen Christus und dem Menschen ist es, worüber ihm das Herz frohlockt; es ist die Gottesliebe, die dem deutschen Herzen immer die liebste war, weil es in ihr sich so heimlich an seinen Erlöser hingeben kann, wie eine Braut, es ist die Gottesminne, die Minne Christi. Ebendarum ist bei ihr auch die Marienminne so natürlich, so recht ein Bedürfniß: jene ist das Heiligthum, diese die Pforte, die Vorhalle. Der Dichter singt also nur, was er im Eingang verheißt. „Gottesminne!“ so heißt der selige, eine Gedanke, der sein Herz bewegt. Er hat sie erjagt, er hält sie am Herzen festumschlungen, sie ist sein eigen: nun singt er das Dank- und Siegeslied, kühn und laut, daß es Alle

vernehmen sollen; aber er tritt nicht mehr in den Kreis irdischer Sänger und Fürsten, sondern vor die Engel

ir bernden himel neigt iuch dar  
und nemt des suezen lobes war!

und vor die milde

„ — kunigin in der höhsten stat“

und vor den König und Richter der Minne. In der That ist das Lied, mit so tieffinniger Gedankeneinheit, „die Krone und Verklärung der ganzen deutschen Minnepoesie“.

Nicht minder läßt sich in der Ausführung der einzelnen Theile ohne Mühe Zusammenhang und Fortschritt des Gedankens erkennen, sofern man nur das Vertrauen in den Dichter setzt, daß ihm das Lied wirklich aus dem Herzen quillt; und wer, der die ersten zwölf Strophen gelesen, könnte daran den geringsten Zweifel hegen! Um dieses Vertrauen auch bei der überschwenglichen Fülle der Bilder zu rechtfertigen, erinnern wir an die gewaltigen Ereignisse, unter deren Eindruck Gottfried das Lied gesungen. Es war sicherlich von einer solchen Situation kein leicht gegurtetes Lied, nach der Art weltlichen Minnespiels zu erwarten. Einem so tief bewegten Gemüth, das sich gedrängt fühlte von der Schuld eines vergeudeten reichen Lebens, und von der Pflicht, es wiederzugewinnen mit äußerster Gewalt, solch einem Gemüth konnte nur ein Psalm von groartigster Anlage genügen, ein Psalm, in welchem die

ganze Fülle einer gottbegeisterten Dichterseele hinströmte. Vermögen wir es, uns in diese Stimmung hineinzudenken, so werden wir weder über Mangel an Einheit, noch über Verschwendung der Bilder und Farben klagen. Auch das werden wir dem Sänger nicht verweisen, daß er an einzelnen Stellen mit größerer Liebe verweilt, daß er, während sonst nur Ton an Ton sich reiht, zuweilen ein Gefühl zum vollsten, rauschendsten Akkorde sich entfalten läßt.

Die Bilder selbst sind, nach dem in aller heiligen Kunst des Mittelalters geltenden Grundsatz, von allem Hohen, Schönen, Süßen, das die Erde hat, genommen. Dem Heiligthum der Gottesminne ziemte alle Schönheit der Welt zum Schmucke. Wie fröhlich schöpft Gottfried aus dem Quell seiner reichen, sinnigen, verklärten Naturbetrachtung, in deren poetischer Verwendung er nun zum zweiten Mal seine Meisterschaft bewährt! Ebenso kühn weiß er die allgemeine Sprache der Minne zum Ausdruck der Gottesminne zu erheben. Daß er hierbei nicht im Entferntesten mehr weltliche Gedanken hege, daß die süßen Worte in seinem Munde, der niederen Sphäre ganz entrückt, nur die lichten, keuschen Geheimnisse gottinnigen Lebens bezeichnen, dafür bürgt die zart sinnige Weise des Gebrauchs und die durch das ganze Lied waltende edle Herzenseinfalt. Auffallend könnte es scheinen, daß er, mit spärlichen Ausnahmen, die sonst so beliebte Typik aus dem alten Testamente

meidet. Wir erkennen darin den von jeher aller schwerfälligen Künstelei, „katänen und glôhen und swarzen buochen“ abholden, klaren Dichter wieder, der hier um so mehr an seinem Grundsatz festhielt, als dies sein Lied nicht an Geistliche, sondern an die Laien gerichtet war.

Diese deutsche Einfalt in der Wahl der Bilder ist geeignet, die Weise, wie Gottfried sie gebraucht, zu erklären. Die Regel der Antike hätte Sparsamkeit und kunstvolle Ausführung verlangt. Die deutsche Lyrik jener Zeit war zu unbefangen, zu wenig berechnet auf die poetische Wirkung bei Andern, um sich an diese Regel zu binden. Auch war ihre Natursymbolik so allgemein verstanden, daß es nur eines Klanges bedurfte, um in dem sinnigen Zuhörer sofort alle charakteristischen Bezüge eines Bildes wach zu rufen. So erklärt es sich, daß in ihren Liedern sich Bild an Bild drängt, jedes oft nur durch ein Wort bezeichnet, in um so rascherem Wechsel, je schneller die Pulse gehen. Ganze Strophen, ja manchmal mehrere Strophen unseres Gottesminneliedes bestehen nur aus solchen kurz an einander gereihten Bildern. Allein man würde irren, wenn man diese Fülle für sinnlose Verschwendung hielte. Eine nähere Betrachtung wird ergeben, daß immer nur verwandte Bilder zu einander gruppiert sind, die, in stiller Harmonie unter sich, die verschiedenen Seiten eines und desselben Gedankens spiegeln. Wir möchten diese Art, einen



poetischen Gedanken darzustellen, am liebsten mit der altdutschen Musik vergleichen, welche mit der außerordentlichen Biegsamkeit ihrer Melodien, mit dem kühnen, reichen Wechsel der Tonarten innerhalb eines Liedes in ganz ähnlicher Weise gegen die Sparsamkeit der neueren Musik absticht. Und dennoch — wie tief ergreift uns solch ein altes deutsches Lied mit der wunderbaren Fülle all dieser fast nur angedeuteten Akkorde! Keiner derselben vermißt sich, es auszusagen, und auch nach dem letzten noch ist's, wenn auch manchfach vernommen, ein unentweihetes Geheimniß. In diesem Wechsel gibt sich eine Unruhe kund, aber eine Unruhe der Liebe, der Freude.

Der Bau der Strophe, in welcher das Lied gedichtet ist, entspricht der Würde des Gegenstandes. Bezeichnen wir die Hebungen als Längen, die Senkungen und den Auftakt als Kürzen, so läßt sich der Aufgesang folgendermaßen darstellen:

{	u - u - u - u -	Swer gottesminne wil bejagen, der muoz ein jagendes herze tragen, das nicht verzagen kunn uf der jagenden weide.
	u - u - u - u -	
	u - u -	
	u - u - u - u	

{	u - u - u - u -	er muoz ouch heldes krefte han, wil er die reinen minne van und vaste stan; ringen, striten — diu beide
	u - u - u - u -	
	u - u -	
	u - u - u - u	

Der Abgesang hat diese Form:

u - u - u - u -	diu muoz er haben naht und tac nach der gewihten minne: si gât nicht släfende in den sac;
u - u - u - u -	
u - u - u - u -	



◡ - ◡ - ◡ - ◡ -  
 ◡ - ◡ -  
 ◡ - ◡ - ◡ - ◡ -

wan muoz si twingen in den hac  
 sleht unde strac  
 mit reinem, stättem sinne.

Fügen wir die Reime hinzu, so ist der rhythmische Bau der ganzen Strophe dieser:

a	◡	-	◡	-	◡	-	◡	-
a	◡	-	◡	-	◡	-	◡	-
a	◡	-	◡	-				
b	◡	-	◡	-	◡	-	◡	
c	◡	-	◡	-	◡	-	◡	-
c	◡	-	◡	-	◡	-	◡	-
c	◡	-	◡	-				
b	◡	-	◡	-	◡	-	◡	
d	◡	-	◡	-	◡	-	◡	-
e	◡	-	◡	-	◡	-	◡	
d	◡	-	◡	-	◡	-	◡	-
d	◡	-	◡	-	◡	-	◡	-
d	◡	-	◡	-				
e	◡	-	◡	-	◡	-	◡	

Der Aufgesang beginnt, in jambischem Maaße anstrebend, wie ein frischer Quell zu sprudeln, zwei Mal steigt er zur selben Höhe; aber da er zum dritten Male empor will, drängt sich ihm eine kleine Welle vor, sein Ungestüm wird gebrochen: weich klingt er aus in der Katalaxis des vierten Jambus. Und noch einmal sprudelt zu gleicher Höhe mit gleichem Falle der melodische Quell und wieder muß er sanft sich brechen, eh er das Ziel erreicht. Doch wie er zum dritten Male sich erhebt, vermag der einfallende weiche Schlußvers des Aufgesangs seine Kraft nicht mehr zu brechen: siegreich tönt sie in drei Versen durch, vergebens kehrt der weiche

Bers zurück, er muß den Sieg durch seine Milde verschönern.

Dieser rhythmischen Ordnung entspricht die Mischung der Reime. Einmal dienen die Reime bb dazu, die Stollen mit einander zu einem Ganzen zu verbinden. Um dem etwas massenhaften Bau der vier männlichen Reime im Abgesang Einheit und Milde zu geben, hätte ein bloßer Schlußreim, etwa h, nicht ausgereicht; es mußte derselbe Reim e, der am Schlusse folgte, auch den Anfang durchbrechen und sich so ein leichter Bogen spannen über das Ganze.

Es herrscht eine wunderbare Musik in der Strophe, der man es anhört, daß die Gottesminne, die zarte, starke, sie geschaffen.

---

Das herrliche Lied ward nicht so gerne gehört, als der Tristan. Doch zeugt das Lob desselben bei Konrad von Würzburg (1280):

Ich sizze nicht uf grünem flê	(vgl. Tristan,
von süezer rede touwes naz,	4919—4920.)
dâ wirdeclîchen êfe saz	
von S t r a z b u r k m e i s t e r G o t v r i t ,	
der als ein wâher hôher smit	
gûldin getihte worhte:	
der het ân alle vorhte	
dich, vil reines tugende vaz,	
gerüemet und geprîset baz,	
denne ich, vrouwe, müge getuoe —	

daß es durchs dreizehnte Jahrhundert hin in weiten Kreisen bekannt und berühmt war. Die traurige Zeit, die nach Gottfried's Tode über Deutschland kam, störte die schöne Blüthe unserer vaterländischen Classicität in der Poesie. Es fuhr ein wilder Sturm in die Freude und trieb Sänger und Lieder auseinander. Auch Gottfried's großer Minnepsalm wurde, wie eine Klosterorgel in entweiheten Hallen, zerbrochen; zerstreut lagen die Strophen umher. Endlich haben sie sich wieder zusammengefunden und ihre vollen Harmonien strömen noch einmal dahin. Nur die Schlußstrophen fehlen. Sie könnten, wenn wir sie besäßen, nur auf den Himmel, auf die ewigen Freuden nach diesem Leben sich beziehen. Aber ob sie je vorhanden gewesen? Vielleicht hat sie Gottfried nicht mehr in diesem Leben gesungen.

---



Das Lied

Von der Gottesminne.





## Uebersicht des Gedankengangs.

Einleitung und Aufschrift. Die Gottesminne ist (ein edles,) schwer zu erringendes Gut (1), sie fordert das ganze Herz (2), ihr Besitz macht reich, ihr Mangel elend (3, 4). —

Schmerz des Sängers, sie so lange verschmäht zu haben: er fühlt sich unwürdig, sie zu besingen (5, 6). Flehen zu Gott und den Menschen um Gnade und Reue (7, 8). Selbstermuthigung zum Lobgesang (9).

Ankündigung eines gewaltigen, heilsamen Liedes, und zwar

### I. zum Lobe der Mutter Gottes (10, 11).

Einladung des ganzen Himmels, dem Liede geneigten Ohren zu lauschen (12). Weihgebet (13). Gebet zu Maria um Reinheit und Segen über den Sänger (14, 15).

Seliges Erguß der Bewunderung und Freude über alle Tugenden und Ehren Mariens insgesamt (16—26). —

Preis ihrer Tugenden insbesondere (27), ihrer Keuschheit vor allen (28), ihrer Auserwählung zur

Gottesmutterwürde (29 — 31), und ihrer darin begründeten Stellung zu den Erlösten (32, 33). —

Wie heilsam und segensbringend es darum sei, sie zu ehren (34 — 37). Die ganze Schöpfung, alle Engel und Heiligen, der Herr selbst müssen sich ihrer freuen, sie loben (38 — 40), ja sie, die Freudenbringerin (41), müsse selbst sich ewig freuen all ihrer Herrlichkeit, ihrer von Himmel und Erde anerkannten Theilnahme an Gottes Weltregierung (42 — 46), insbesondere ihrer sündenlosen Gottesminne (47), des um ihrer Unschuld willen empfangenen englischen Grußes (48), ihrer wunderbaren Ueberschattung (49), der reinen Geburt ihres göttlichen Kindes (50), ihres Gottesmutteramtes und ihrer Verehrung durch die heil. drei Könige (51), der Glorie ihres Sohnes bei seiner Himmelfahrt (52), ihrer dereinstigen Theilnahme am Weltgerichte (53).

## II. Lob Gottes des Erlösers.

Es geziemt sich, nun den zu loben, um dessen willen die Mutter gelobt worden ist, den Schöpfer, den Herrlichen (54, 55), den barmherzigen Erlöser (56), der aus Minne am Kreuze starb (57).

Wie süß die (am Kreuz errungene) Gnade und der von ihr entzündete Schmerz der Minne sei (58, 59). In ihr ist alle Wonne (60). Gott ist das süßeste, treueste Lieb; Niemand wird auch inniger, mehr geliebt,

als er (61, 62). Der Reine kann ohne ihn nicht leben, Nichts kann ihn dem Herzen ersetzen (63). Unzählige sind, die ihn lieben; in allen entfaltet er sein heiliges Blühen (64). Die (barmherzige) Minne Gottes ist ganz und gar ein Wunder (65). Wie ist sie so langmüthig und so herablassend (66)! Darum soll ihr, der Unvergleichlichen, laut und froh Dank und Lob gesagt werden (67, 68). So treue Liebe ward nimmer noch gefunden, wie am Kreuze (69), wo das göttliche Minnelied in den schmerzlich gespannten Saiten der Harfe erklang (70). Schon als Schöpfer muß den Herrn Alles wegen seiner Güte loben (71, 72), aber wie minniglich ist er erst in seiner erlösenden Güte (73, 74)! Darum ist es billig, daß man um feinetwillen Alles opfert (75), er thut es den Herzen an mit seiner Minnegewalt (76).

Von der Gottesminne singen, ist ein Schutz und ein Segen für das Herz (77), es vertreibt den Teufel, löscht die Sündengluth, entzündet die Minne, bringt Gnaden, ist fast ein Himmel (78—81). Der da die Harfe des Herzens spielt, ist Gott selbst, Christus, das zarteste, reinste Lieb (82, 83).

Selige Minneklage zu dem göttlichen Geliebten (84—94).





1. **W**er nach der Gottesminne jagt,  
Der hab ein Herz, das kühn sich wagt  
Und unverzagt  
Besteht die schwerste Weide.  
Wer sich die Minne ausersehn,  
Der muß, ein Held, zum Kampfe gehn  
Und männlich stehn  
In Wehr und Streit, — die beide  
Die muß er üben Tag und Nacht  
Um die geweihte Minne.  
Nur dem wird sie zu Theil, der wacht,  
Der schnell und kühnlich sie erjagt  
Und streitentfacht  
Bezwingt mit stätem Sinne.
2. Die Gottesminn' ist hochgemuth,  
Dabei demüthiglich und gut;

Wer anders thut,  
Als sich geziemt der Minne, —  
Dem wird sie nimmer gänzlich kund,  
Noch minniglicher Wunden wund  
Zu keiner Stund  
Wird er in seinem Sinne.  
Sie ist so königlich gemuth,  
Wem sie mit ihrer süßen  
Gewalt im tiefsten Herzen ruht,  
Dem will sie sein das höchste Gut : —  
Wer anders thut,  
Den wird sie nimmer grüßen.

3.      Wen Gottesminne nie bezwang,  
Dem fehlt der höchsten Freude Drang :  
Sein Herz ist krank  
Vor ihrem Anbeginne.  
Wer Gottesminne niemals fand,  
Der irrt, ein Schatten an der Wand,  
Er ist verbannt,  
Ihm trauern alle Sinne.  
Wem nie von Gottesminne wallt  
Zum Himmel das Gemüthe,  
Wem Gotteslob nicht wiederhallt  
Im Herzen, weh! verödet, kalt  
Stirbt hin er bald  
Ohn' alles Heiles Blüthe.

4. Die ohne Gottesminne sind,  
Die sind mit lichten Augen blind,  
Ihr Spiel verrinnt  
Mit allem Land der Erden.  
Wer aber Gottesminne fand,  
Der wird auch Gotteskind genannt,  
In jedem Land  
Muß ihm die Krone werden.  
Ihm grünt das Herz und blüht und strebt  
Im süßen Morgenthau,  
Der Segen Gottes ob ihm schwebt, —  
Wohl ihm, der also selig lebt:  
Die Wonne hebt  
Ihn zu des Himmels Aue.
5. Daß ich so kühn von Minne sing'  
Und bin an keinem andern Ding  
Doch so gering, —  
Das muß ich bitter klagen!  
Stieg' sie herab mir in den Muth,  
Wie sie zu reinen Herzen thut,  
Die treu und gut  
Nach ihr Verlangen tragen:  
Dann tönte wohl zu dieser Stund  
Vom Preis der hehren Minne  
Nach Würden mein viel sel'ger Mund, —  
Nun sinkt mein Lied von Leid verwund't,

Weil ich den Bund  
Zerbrach mit eitlem Sinne.

6. Und wändte Klagen mir das Leid,  
Ich klagte Allen weit und breit  
Die Trauerzeit,  
Da ich verschmäht die Minne,  
Mit der ich solt' auf reiner Bahn  
Das ewig sel'ge Leben fah'n.  
Mich trog d e r W a h n,  
Der Manchem nimmt die Sinne; —  
Ich wähte, wissen wollt' ich nicht,  
Ein armer Wähler bin ich,  
Mir brach das Herzensaugenlicht,  
Das so ja allen Thoren bricht:  
Drum Freude nicht  
Noch Frieden mehr gewinn' ich.

7. Nun, treuer Gott, erbarme dich  
Mit deiner Gnade über mich,  
Der Gnaden ich  
Bedarf von ganzem Herzen;  
Denn mehr sind meiner Sünden -- weh!  
Als Wogen in dem Bodensee:  
Drum ach! ich fleh  
Zu dir in heißen Schmerzen!

Ich bin dein arm verloren Kind,  
Ich muß es laut bekennen — ;  
Ja, selten hab ich dich geminnt,  
Feig war mein sündig Herz gestinnt :  
Davon empfind'  
Ich tiefer Wunde Brennen.

8. Ihr Herzen tugendreich und mild,  
Auch euch mein sehrend Klagen gilt :  
Wollt meiner mild  
Um Gott zu Gott gedenken  
Und zu der süßen Mutter sein,  
Daß sie dem dürren Herzen mein  
Den Labewein  
Der wahren Reue schenken.  
Ich bitte bei dem hehren Blut,  
Das floß für uns, die Armen :  
Seid mir zu seiner Minne gut,  
Die dürre Herzen blühen thut,  
Daß mir der Muth  
In Reue mög' erwarmen.

9. Doch schweigt, ihr Klagen trüb und bang!  
Heb an, mein Minnelobgesang  
Mit hellem Klang,  
Du Morgensang der Minne!



Dem Herrn sei all mein Lied geweiht,  
Der Sünde sag' ich ewig Streit,  
Die Herzeleid  
Nur bringt und arge Sinne.

Fern sei ihr Name selbst verbannt,  
Wo nur, dem Sturm entronnen,  
Ein Herz den süßen Heimathstrand  
Gewann und seliglich entbrannt  
Im Minneland  
Das ew'ge Lied begonnen.

10. Wer hier sein Leben will erhöh'n  
Und einst in Gottes Freude gehn  
Und sicher stehn  
In Frieden und in Minne, —  
Wer sich im Kampfe wolle rein  
Bewahren vor der Sünde Schein  
Und ledig sein  
Viel mancher argen Sinne:  
Der säume dieses Liedes nicht  
Und thu nach seiner Lehre:  
Das süße Himmelsmorgenlicht  
In Sinn und Muth ihm mählich bricht  
Und ihm umflucht  
Das Haupt ein Kranz der Ehre.

11. Wer hören will gar sel'gen Klang,  
Wie er mir nie von Herzen drang,

Dem gilt der Sang,  
Den meine Zung' erschließet:  
Er nehme meines Liedes wahr  
Von Der, die Gottes Kind gebar,  
Darum sie gar  
Von Gnaden überfließet.

Wie Morgenwind den Auen thut  
Mit lieblichem Gefose, —  
So seliglich ist sie gemuth,  
Es kam nie reiner Herzeblut  
So keusch, so gut  
Von eines Weibes Schooße.

12.       Ihr Himmel hoch, ihr Engel klar!  
Der Fürstinn eurer süßen Schaar  
Ertönt fürwahr  
Dies Lied von meinem Munde —,  
Die sich uns vorgebildet hat  
Mit reiner Zucht und keuscher That,  
Und Heiles Rath  
Uns weiß zu jeder Stunde!  
Herr, woll' auch du die Ohren leih'n  
Dem Sange, den ich meine,  
'S ist ja die heil'ge Mutter dein,  
Die heute muß gelobet sein,  
Des Segens Schrein,  
Die Süße, Sündenreine!

13. Auf denn ihr Lob mit Jubel geh,  
Wie Gras und Blumen, Laub und Klee  
Auf grüner Höh  
Von warmen Regens Güte!  
Zu Herzen dring' es lind und lau,  
Wie auf die grüne Maienau  
Des Himmels Thau!  
Es künde dem Gemüthe  
So lieblich wie das Morgenroth  
Das goldne Licht der Sonnen:  
Es bringe uns des Lebens Brod,  
Das gut ist für der Seele Tod  
In Sündennoth, —  
Das gib, du Freudenbrunnen!
14. Du Reine, gib uns reinen Muth,  
Du Rosenspiel, du Lilie gut,  
Krystallne Fluth,  
O goldne Honigsüße!  
Ja mach uns rein, du Gnadenthor,  
Und zieh uns minniglich empor,  
Daß unser Chor  
Dir ewig singen müsse!  
Gieß uns den vollen Minnetrank  
In unsre dürren Herzen:  
Nie war ein Herz an Sünden krank,  
Den seine Süße nicht bezwang.

Gib uns den Drang  
Zu wahren Neueschmerzen.

15. Erleuchte uns, du lichter Tag!  
Nur Balsamduft dir gleichen mag,  
Du blüh'nder Hag,  
Inbrünst'ge Herzenslohe!  
Gefegn' uns, reicher Gnade Frucht,  
Lenk' ach! der Sünden träge Wucht,  
Und böse Zucht  
Vom Herzen uns, du Hohe!  
Gib uns vom Segensüberfluß,  
Den du von Gott empfangen,  
Da dir nach ewigem Beschluß  
Für Alle kam der Freudengruß!  
Des Segens muß  
Uns immerdar verlangen.

16. Du Rosenblüth', du Lilienblatt,  
Du Königin der höchsten Stadt!  
Die Stufe hat  
Dir keine nachherrungen!  
Du Herzelieb für alles Leid,  
Du Freud' in jeder Bitterkeit,  
Dir allezeit  
Sei Ehr und Lob gesungen.  
Des ew'gen Gottes Zelle war  
Dein Schooß, ein Schrein der Ehre; —

Ganz wie durch Glas die Sonne klar  
Kann dringen, süßer noch fürwahr  
Drang wunderbar  
Christus zu dir, der Lehre.

17. Du Rosenthal, du Beilchenfeld!  
Du Reichthum über alle Welt!  
Du blüh'nder Held!  
Du Braut von Gott erkoren!  
    Du lichtetes schönes Morgenroth,  
Du rechte Freundinn in der Noth!  
Des Lebens Brod  
Ist uns von dir geboren,  
    Der heilige Christ, der rings die Nacht  
Vertreibt, wohin er kehret,  
Und süß die Herzen all entfacht  
Mit seiner Minne Siegesmacht:  
Stets neu erwacht  
Davon dein Lob sich mehret.

18. Du minniglicher Blumenglanz,  
Du überstrahlst der Mägde Kranz,  
Es hat dich ganz  
Die Gotteshuld umfangen!  
    Du bist das blüh'nde Himmelreis,  
Das wonnig blüht in mancher Weis,  
Denn Gottes Fleiß  
Hat sich an dir ergangen.



Drum wird dir hoher Lobgesang  
In Fülle rings gesungen;  
Viel manches Herzens froher Drang  
Dir klinget manchen süßen Klang  
In stättem Dank:  
Du hast sie all bezwungen.

19. Du Blumenschein aus grünem Klee,  
Du blüh'nde Wunderaloë,  
Du Gnadensee,  
Da wir mit Freude landen.

Du wonniglicher Freuden Dach,  
Dadurch nie Sturm noch Regen brach,  
Du gut Gemach,  
Das nimmer wird zu Schanden!

Du hülfereicher Kraft ein Thurm  
Vor bösem Feindesblicke,  
Du wendest manchen harten Sturm,  
Den an uns thut aus finstern Thurm  
Der Hölle Wurm  
Und andrer Würmer Tücke!

20. O Sonne du, o Mond, o Stern,  
Du allgewaltge Braut des Herrn!  
Du treibest fern  
Von uns der Feinde Grauen.

Die Stärke brachte dir dein Sohn,

Das frohne Licht, vom ew'gen Thron:  
Hoch klingt davon  
Dein Lob vor allen Frauen!  
Du hast mit Engelreinigkeit  
Das höchste Lob gewonnen  
Weit in der ganzen Christenheit,  
Gewaltig rauscht's durch alle Zeit  
Zur Ewigkeit  
Aus manches Herzens Brunnen.

21. O Gold, o Perl', o Edelstein!  
O rothes reines Elfenbein,  
O Honigseim  
Im Herzen und im Munde!  
Du edler Tugend duftig Kraut,  
Du minnigliche Gottesbraut,  
Du Herzenstraub,  
Du sel'ge Freudenstunde!  
Du rechter Keuschheit weißer Schnee,  
Der Reinheit volle Traube,  
Der wahren Minne grüner Klee,  
Der Gnad' ein bodenloser See,  
In allem Weh  
Eine treue Turteltaube!

22. Du aller Süße klarster Schein,  
Du süßer noch, als Cyperwein!

Die Süße dein

Zum Heil mir blühen müsse!

Du bist der süße Minnetrank,  
Den Gottes Güte selbst durchdrang!

Sirenenfang

Nie ward gehört so süße.

Du dringst durchs Ohr, durchs Auge in

Die Herzen und die Sinne,

Da bringst du wonniglichen Sinn

Und scheuchest alle Trauer hin:

Bist ein Gewinn

Herzinniglicher Minne!

23. Du Wonne, wie nie Wonne ward,

Du Braut von hoher Königsart,

Du Lilie zart,

Du blüh'nde Rosendolde!

Du blanker Stern, der trösten kann,

Ob aller Schöne wohlgethan,

Du blüh'nder Plan

Im Sonnenstrahlengolde!

Du — weiß wie Schnee, licht wie ein Schwan,

Roth wie der Butten Blüthe,

Hell, wie des wilden Ebers Zahn:

So wonnig bist du angethan,

Die Huld gewann

Von Gott dir deine Güte.

24. Du ewig blüh'nde Jugendkron'  
Auf aller Tugend höchstem Thron!  
Mit hellem Ton  
Dir Lob und Ehre schenken  
Die Engelschaaren im Verein  
Und alle Heil'gen insgemein.  
Die nimmer dein  
Herzinniglich gedenken,  
Und deine hohe Würdigkeit  
Nicht hoch vor Allen ehren,  
Die müssen in der Bitterkeit  
Der Welt und in dem großen Leid  
Der Ewigkeit  
Dich, Trösterinn, entbehren.
25. O Kelch erfüllt mit Gnadenwein,  
Der steten Tugend Demantstein,  
Du Spiegel rein  
Von aller Wonnen Blüthe!  
Des wahren Heils und Glückes Rad,  
Des heil'gen Geistes Minnesaat!  
An heil'ger Statt  
Schuf dich die Gottesgüte!  
Da kam zu dir mit edlem Muth  
Vom Himmel her gefahren,  
Wie zu den Blumen kühle Fluth,  
Der Eingeborne: deine Gut

Das höchste Gut  
Uns immer kann bewahren.

26. Maria, edle Reinigkeit,  
Was man dir singt zu aller Zeit,  
Ist Süßigkeit,  
Lieblich vor allem Sange.  
Drückt stilles bittres Leid uns wo,  
Es macht den Leib, die Seele froh  
Nun so, nun so  
Mit lindem süßem Klange.  
Es blühet schön in Blumenweis  
Im Herzen und im Muth.  
Kein Paradies ich schöner weiß, —  
Du blüh'ndes Wonnerosenreis,  
Du Heiles Preis,  
Du Gnadenwünschelruthe.

27. Gott hat dir wohl nach Würdigkeit  
Verliehn ein siebenfaches Kleid:  
Es töne weit,  
Wie schön die sieben waren.  
Das eine Keuschheit war genannt,  
Tugend des zweiten Nam' ich fand,  
Es ward genannt  
Das dritte Wohlgebahren;  
Das vierte Kleid, das ist Demuth,  
Gottfr. v. Straßb. 6

Darauf Erbarmung reine,  
Das sechste stäte Treue gut,  
Das letzte Zucht, der Ehre Gut,  
Die wahrte gut  
Dich vor der Sünden Scheine.

28. Hilffache Keuschheit zieret dich,  
Der keines Weibes Keusche glich,  
Laß, Herrinn, mich  
Sie preisen hoch vor Allen.

Keusch ist dein Seh'n, dein Angesicht,  
Keusch dein Gehör in aller Pflicht;  
Dein Mund sagt nicht,  
Was Gott nicht mag gefallen.

Keusch ist die Speise, keusch der Trank,  
Keusch alle deine Sinne;  
Keusch ist dein Herz, keusch dein Gedank',  
Geberden keusch und keusch dein Gang:  
Darum dir drang  
Zu Herzen Gottes Minne.

29. O Sonne du, o Mond, o Stern,  
Du konntest Gott nicht bleiben fern,  
Er gönnte gern  
Zur Mutter dich dem Sohne.

Um des geliebten Kindes sein,  
Das Leben bringt und Himmelschein, —  
Brot und Wein! —



Schuf er dich Makels ohne,  
Auf daß dein Blühen nimmer sei  
Von Sündendorn berührt;  
Die Gottesminne stand dir bei,  
Sie hielt dich alles Wandels frei,  
Der Sklaverei  
Hat sie dich ganz entführt.

30. Du reiner Sproß aus hoher Art!  
So rein noch keine Jungfrau ward,  
So traut, so zart,  
Wie du, du Engelhehre!  
Du Zweig der Ehren, o Marie,  
Geweihetes templum Domini,  
Der dir verlieh  
Für ewig Gnad und Ehre!  
Du reicher Freuden Anfang,  
Du Morgenglocke süße!  
Die Gottheit in dein Herze drang,  
Davon das Heil uns wohl gelang:  
Deß hast du Dank  
Und tausend Minnegrüße!

31. Dir sing ich, was ich singen kann!  
Keine Mutter je solch Kind gewann,  
Kein Kind gewann  
Solch eine Mutter reine!  
Nach Würde hat er sich gefellt,

Der reine Gott hat auch erwählt  
Das reinste Zelt,  
Draus er der Welt erscheine.

Dir gleich kein Kind am Herzen trug  
Eine Mutter dieser Erde,  
Du einzig warst ihm rein genug  
In jeder Tugend, darum schlug  
Der Herr mit Fug  
Dich an von hohem Werthe.

32. Du Brunn, daraus das Heil uns quoll,  
Du Traute, aller Gnaden voll!  
'S ist Keinem wohl  
Von Herzen, als dem Einen,  
Der recht erkennet, wer du bist,  
Und deinen Sohn, den heil'gen Christ,  
Der alle Frist  
Uns Gnade läßt erscheinen.  
Die eure Süße nicht erkannt,  
Sind elend all und Waisen,  
Gebieten sie auch weitem Land:  
So selig ist's um euch bewandt!  
Mit starker Hand  
Wollt uns zur Heimath weisen!

33. Du Anbeginn, du Morgenroth!  
Gh du getagt, war uns gedroht  
Der ew'ge Tod

Von Gottes Richterworte :

Bis daß dein heller Sonnenschein  
Uns mit dem klaren Lichte dein  
Dem finst'ren Dräu'n  
Entnahm, du Himmelspforte!

Du schloßest auf der Gnaden Thor,  
Das ach! nur allzulange  
Der Welt verschlossen war zuvor.  
Du fandst den Weg, den sie verlor :  
Drum fährt empor  
Dein Lob in süßem Sange.

34. Dich ehren, Herrinn, Heil gewinnt,  
Das ewig nimmer mehr zerrinnt.  
O selig sind,  
Die dich mit kühnem Sinne  
Zum Herzen dürfen laden ein  
In's Minnebrautgemach und dein  
Gewärtig sein  
Zum süßen Tausch der Minne!  
Dich ehren — hebt die Minne an,  
Wie fremd sie eh auch wäre;  
Dich ehren — Minne bringt dem Mann,  
Dem Minne nie das Herz gewann :  
So wohlgethan  
Ist deiner Minne Lehre!

35.     Dich ehren, Herrinn, füget, daß  
Man aller Feigheit träget Haß,  
Davon vergaß  
Manch böser Mann die Sünde.  
      Dich ehren — o! ist edle Kunst,  
Der nimmer schaden mag Ungunst,  
Noch Feuersbrunst  
Noch wilder Wogen Schlünde.  
      Dich ehren, Herrinn, mildern kann  
Steinharte, starre Herzen.  
Dich ehren hat schon manchem Mann  
Gar heilige Gewalt gethan,  
Daß er entrann  
Der Sünde bitt'ren Schmerzen.
36.     Dich ehren, Frau — o! beten thut  
Verstokten Mund verzagten Muth,  
Und kaltes Blut  
Im Herzen läßt erglühen.  
      Dich ehren, Herrinn, lehren kann  
Die Sünde meiden manchen Mann,  
Deß Herz zerrann  
In heißen Sündenmühen.  
      Dich ehren, Herrinn, ist ein Reis,  
Daran das Heil erblühet.  
Nichts ist bei Gott, fürwahr ich's weiß,  
So werth wie deines Lobes Fleiß,

Für deinen Preis  
Der Höll' er uns entziehet.

37. Dich ehren, Herrinn, wer das thut,  
Dem fließt alsbald von Gott zu Muth  
Der Minne Fluth:  
So bist du himmelreine!

Wer dich hier lobt, der ehret ihn  
Und seinen ew'gen Minnesinn:

'S ist ein Gewinn

Dem, der dich treulich meine

Ein starker Wunsch und eine Macht,  
Ein Nein, ein Ja, ein Amen.

'S ward nimmer leicht zu Fall gebracht,  
Wer deiner treulich stets gedacht:

Hoch angefacht

Drum glüht dein Ehrennamen.

38. Drum heut dich lobe Weib und Mann,  
Es lobe, was dich loben kann,  
Zu dir hinan

Werd' es in Lob gezogen!

Dich lobe heut, was immer lebt,  
Und in dem Himmelthau strebt,

Was fließt, was schwebt

Im Wald, in wilden Wogen!

Dich lobe aller Sterne Schein,  
Der Mond und auch die Sonne,

Die Werke all des Sohnes dein!  
Heut müßtest du gesegnet sein, —  
Du Freudenwein,  
Du aller Gnaden Bronnen!

39.     Dich lobe Gott, der dich so schön  
Schuf, daß empor der Erde Fleh'n  
Zu dir muß gehn  
In Freud', in Leideschwere!  
      Dich lobe aller Engel Schaar  
Und alle Jungfrau'n immerdar,  
Es nehmen wahr  
Dein Lob die Märt'rerchöre!  
      Geweiheter Schrein, heut Ehre nimm  
Von den lichten Himmeln schöne!  
Dich loben, die da dienen ihm,  
Die Thronen und die Cherubim,  
Die Seraphim  
Und aller Engel Töne!

40.     Was je für Gott des Todes Leid  
Erduldet, hoch dich lobe heut!  
In Fröhlichkeit  
Dich loben alle Zungen!  
      Dich lobe, blüh'ndes Rosenreis,  
Der keuschen Jungfrau'n hoher Fleiß!  
Heut sei dein Preis  
Durch alle Welt gesungen!



Heut ehre dich, geweihter Hort,  
Dich, Quelle süßer Wonnen,  
Die hier sind, die bei Gott schon dort!  
Es werde deines Lobes Wort  
Heut und hinfort  
Durch alle Welt erstonnen!

41. Wer prangt in solcher Herrlichkeit,  
Dem quillet ewig Freud an Freud  
In süßem Streit!  
Drum freu dich, Jungfrau reine!  
Du bietest aller Welt das Heil,  
Der Himmelsfreud bist du ein Theil!  
Dein Minnepfeil  
Bringt Seligkeit alleine.  
Du gabst zurück des Lebens Schein  
Mit deiner reinen Güte,  
Den wir durch Satan büßten ein:  
Drum sollst du, Frau, in Freuden sein,  
Das Herze dein  
Wall' auf in hohem Liede!

42. Viel reine Mutter, freue dich  
Daß dich erhöht so königlich,  
Der minniglich  
Zur Mutter dich begehret!  
Ja mögest du dich innig freun,  
In Wonnen stets gewieget sein!

Dem Herzen dein  
Ist alle Lust gewähret.  
Dein Bild, so keusch, so engelrein,  
Soll in der Wonnen Blüthe  
Dhn' Ende hoch gepriesen sein!  
Es hat der ew'gen Sonne Schein  
Dich, Ehrenschein,  
Erwählt zur höchsten Güte!

43. Freu dich, du aller Frauen Preis,  
Freu dich, du Wonneparadies,  
Freu dich, du Reis  
Der schönen Rosenblüthe!  
Freu dich, du Blum' auf grünem Plan!  
O freu dich, daß dich rufet an  
Weib und Mann  
Durch deine hohe Güte!  
O freu dich, daß du hast gemein  
Mit Gott gar große Dinge:  
Dein Ja — sein Ja, dein Nein — sein Nein,  
Dhn' Ende stimmt ihr überein,  
Ob groß, ob klein —  
Er will dir's all vollbringen.

44. Freu dich, daß du in allem Land  
Nach Gott die Höchste wirst genannt,  
Und dir bekannt  
Ist aller Engel Süße!

Freu dich des Ruhms, der dir getagt  
In Ewigkeit, wie du gesagt!  
O freu dich, Magd!  
Der minniglichen Grüße,  
Die allezeit dir werden kund  
Von manchem reinen Herzen!  
O freu dich recht aus Herzensgrund,  
Daß du nun nimmermehr wirst wund  
Noch ungesund  
Von irgend welchen Schmerzen.

45. Freu dich, du Friedestifterinn,  
Du zogst den Herrn zur Erde hin  
Mit reinem Sinn:  
Da schwand uns Angst und Grauen.  
Nun freu dich, daß der heil'ge Christ  
Dein Kind, dein Gott, dein Schöpfer ist,  
Und daß du bist  
Ein Spiegel aller Frauen!  
Freu dich, daß deine Minnefluth  
Von jammervollem Leide  
Befreiet hat viel manchen Muth,  
Der eh verdarb in Sündengluth!  
O süßes Gut,  
O gute Augenweide!
46. Freu dich, daß dir Unmildigkeit  
Das Herz getrübt zu keiner Zeit,

Warst stets bereit,  
Zu geben jedem Armen.  
Dem Nackten gabst du fein Gewand,  
Halfst Allen gern mit milder Hand,  
Ein jeder fand  
Bei dir ein reich Erbarmen.  
Kein, Keinem ward noch je versagt  
Von dir, was er gebeten:  
Drum hoch dein Lob zum Himmel ragt,  
Kein Mund es je zu Ende sagt,  
Und Jeder klagt  
Zu dir in seinen Nöthen.

47. Freu dich, du reine Fraue zart,  
Daß nie besleckt dein Leben ward  
Von Sündenart  
An deines Herzens Sinne.  
Deß magst mit Recht du freuen dich,  
Und wohl geziemt's, zu loben dich,  
Wie mildiglich  
Dir Gott viel edle Minne  
Ins reine, zarte Herze goß  
Und Segen in's Gemüthe!  
Der Minn' ist Niemand dir Genosß —  
Als Einer, der genosselos  
Se ist und groß  
An aller Ehren Blütthe!

48. Freu dich, du süßeste der Frau'n,  
Daß Gabriel, den Engel, traum!  
Von Himmelsau'n  
Gott huldvoll zu dir sandte;  
Daß er dir brachte seinen Gruß,  
Der ewig wiederhallen muß!  
Leicht war sein Fuß,  
Schnell er zu dir sich wandte:  
„Dich grüße Gott, der Gnaden voll  
Bist du, o Jungfrau reine!  
Nimm an des Himmels Ehrenzoll:  
Den Herrn dein Schooß empfangen soll!  
'S ist dir ein Wohl  
Und Allen insgemeine!“

49. Freu dich, du freudenvoller Rath,  
Daß des lebend'gen Heiles Saat  
Mit reiner That  
Gott in dein Herz dir schenkte!  
Ja freu dich, frohnes Paradies,  
Daß er in Turteltauben Weis'  
Mit süßem Fleiß  
Vom Himmel her sich senkte  
Durch das viel heil'ge Ohre dein  
An deine keuschen Brüste:  
Davon sollst du gesegnet sein!  
Ach Kön'ginn aller Engel rein, —

Was gibt dein Schein  
Viel sel'ge Himmelslüfte!

50. Nun freu dich, daß das Herze dein  
Erglüht von heil'gen Geistes Schein,  
Drum mußt du sein  
Ein Hort an Heil und Ehre!  
Nun freu dich, Heil, das uns getagt,  
Daß du gebarst als reine Magd!  
Gar unverzagt  
Das Lob dir ewig währe!  
Nun freu dich, edle Reinigkeit,  
Daß du Ihn rein empfangen,  
Und Ihn gebarst ohn' alles Leid!  
Das Lied erklingt dir weit und breit,  
Zu keiner Zeit  
Ist es dir ausgegangen!
51. Freu dich, du lichter Sonnenschein,  
Daß die geweihten Brüste dein  
Das Kindelein  
Des ew'gen Gottes säugten!  
Da fuhren schnell zu dir herbei  
Aus fremdem Land der Kön'ge drei  
Gehr und frei,  
Und dir all' Huld erzeigten  
An dem geweihten Kinde dein,  
Dem sie ihr Opfer reichten.



Nun freu dich, daß des Sternes Schein  
Sie führte zu der Hütte ein, —  
Ach, Ehrenschein,  
Wie hold sie dir sich neigten!

52. Nun freu dich, Annä Kindlein klar,  
Daß du zum Himmel ziehn — fürwahr  
Gleich einem Nar  
Jesum, dein Kind, gesehen!  
Freu dich, daß dir von dieser Fahrt  
Des Segens reiche Fülle ward:  
Da mochte zart  
Dir manche Guld geschehen!  
Du, Sel'ge, sahst die lichte Spur,  
Wie ihn die Höh'n empfangen,  
Wie minnig auf zur Himmelsflur  
Er auf der Winde Flügel fuhr:  
Gottes Natur  
Sie boten ihre Schwingen.

53. Freu dich, du strahlend Morgenlicht:  
Du kommst mit Gott, wann er uns spricht  
Das Hochgericht,  
Wann auf — die Todten steigen,  
An jenem jüngsten Zornestag,  
Da Gott mit schauerlicher Klag'  
Vor Allen, — ach!  
Den Armen und den Reichen,

Thut seine hehren Wunden kund  
An Händen, Füßen, Herzen,  
Deren er ward am Kreuze wund!  
O wie verstummt da mancher Mund!  
O weh der Stund!  
O weh der ew'gen Schmerzen!

54. Ich hab gelobt die Mutter dein,  
Biel süßer Christ und Herre mein!  
Der Ehren Schrein,  
Die uns dich hat geboren:  
Nun töne dir mit hellem Klang,  
O großer Gott, mein Hochgesang, —  
Nur allzulang  
Schwieg ich mit andern Thoren!  
Des Tages siebenfältig soll  
Dir Lob von mir erklingen!  
Das Lob dir, Herr, geziemet wohl,  
Denn du bist aller Tugend voll,  
Des Preises Zoll  
Dir Erd' und Himmel bringen!

55. In deinem Namen lob' ich dich,  
Daß du, o Herr, erschufest mich!  
Hoch lobe ich  
Dich, minniglicher Kaiser!  
Ich lobe, Herr, dich, daß du bist

Ein wahrer Gott, ein wahrer Christ  
Und Keiner ist  
Je süßer, stärker, weiser!  
Du strahlst in aller Tugend klar,  
Dein Bild ist licht und reine!  
Daran ist Wandels nicht ein Haar,  
'S ist einig, heilig immerdar  
Und offenbar  
Ganz frei von falschem Scheine.

56. Sei denn gelobet, süßer Christ,  
Daß dir so werth der Sünder ist!  
Du gibst ihm Frist,  
Sein Herz zu dir zu lenken.  
Drum laut erschalle Nacht und Tag  
Dein Lob, das ich viel Armer wag',  
Wie man auch mag  
Dem Sünder es verdienen!  
Dir sind ja alle Herzen kund,  
Vor dir ist Nichts verschwiegen,  
Du weißt das Meer bis auf den Grund,  
Und Alles, was je Menschenmund  
Zu einer Stund'  
Sprach, ohne Wahn und Trügen!

57. O Herr, ich preise deinen Tod,  
Der uns in unsrer Todesnoth

Das Leben bot  
Und uns entwand der Hölle —  
Der ewig glüh'nden Feuersgluth,  
Wo niemals Weh und Jammer ruht!  
O Tröster gut  
Mit deines Blutes Welle!

Drum lobe dich, was Athem habe,  
Mit hoher Zier und Ehre,  
So Weib als Mann, so Kind als Knabe,  
Danach was fliege, fließ' und trabe,  
Was Leben habe,  
Zu loben dich begehre!

58. Gott, aller Güte Anfang,  
Tief und hoch, breit und lang, —  
Wen sie durchdrang,  
Dem mag sie Wonne machen.

Sie fließet aus der Minne Land;  
Biel wohl ihm, dem sie wird erkannt,  
Ihm muß zuhand  
Sein Herz in Freuden lachen.

Was ihm die Welt zu Leide thut,  
Das sind ihm rechte Wonnen:  
So süß entzündet ihm den Muth  
Die süße, heiße Minnegluth!  
Du bist so gut —  
Ein reicher Gnadenbrunnen!

59. Du bist die sanfte Süßigkeit,  
Deine Süße süßen Schmerz verleiht!  
So sehnend Leid  
Ward nie von Minne mehre,  
Als von der sanften Süße dein,  
Gar wonnebringend ist ihr Schein,  
Für Noth und Pein  
Eine friedenreiche Lehre.  
Doch nirgends fließt die Süße hin,  
Als in die reinen Herzen;  
Da bringt sie freudenvollen Sinn,  
Da zieht sie reiche Gnaden hin,  
Und ihr Gewinn  
Löschet alle grimmen Schmerzen.
60. Du Kühl, du Kalt, — du Warm, du Heiß,  
Du aller Wonne Umkreis —!  
Wer dich nicht weiß,  
Wie drückt ihn Kummerschwere!  
Sein Tag ist eines Jahres lang,  
Ihm grünet nicht die Herzenswang',  
Sein Leben lang  
Quält ihn der Freuden Leere.  
Du bist so recht des Herzens Schein,  
Ein Freudestrahl der Sonnen,  
Ein Herzelieb für alle Pein,  
Für Leid ein trostesvoller Schrein,

Bist dem, der dein  
Verlangt, ein Lebensbrunnen.

61. O liebes Lieb, o Lieb — wie zart!  
Nie Lieb so lieb dem Liebe ward;  
Ein Lieb von Art  
Bist du, wer mag dich meiden!  
Manch edle Magd', manch süßes Weib  
Dich minnt mit reinem Sinn und Leib.  
O fern uns treib,  
Was uns von dir will scheiden!  
Dich minnt die Erde und das Meer,  
Feu'r, Luft und auch die Winde,  
Die Himmel und der Himmel Heer:  
So minneseligen Verkehr  
Hat ohne Wehr  
Dein liebes Ingesinde!

62. Viel manches reinen Herzens Traut,  
Du hast manch edle reine Braut,  
Die licht und laut  
Dir dient mit treuem Sinne.  
Dich minnet manch ein edler Muth,  
Manch reines Herz und Herzeblut:  
Du bist so gut  
Zu minnen, traute Minne!  
Dich minnet aller Sterne Schein,  
Der Mond und auch die Sonne,



Dich alle Elemente dein!  
Ach was könnt' minniglicher sein!  
Kein Lieb so rein,  
Wie du, o Minnewonne!

63. Du voller Mond, du voller Stern,  
Wer ließ' dich eine Stunde gern!  
Irrt einer fern  
Von Tugend und von Minne,  
Der suchet dich mit Thränen gern,  
Dich, aller süßen Wunder Herrn!  
Du bist ein Stern  
Im Herzen und im Sinne.  
Du strahlst, wohin kein Sonnenschein  
Noch Stern den Weg gefunden.  
O mild ist deiner Minne Wein, —  
Wem er geströmt zum Herzen ein,  
Des Herzensschrein  
Wird freudenvoll von Grunde.

64. Du vieler Herzen Minneband,  
Du Minnegluth ob allem Land!  
Nie ward bekannt  
So Liebes hier auf Erden.  
Dein Lieb im ew'gen Liebe lebt,  
Gja wohl ihm, der danach strebt,  
Das Herz ihm schwebt  
In Wonnen ohn' Beschwerden.

Du blühest in dem reinen Muth,  
Wie in der lichten Aue  
Ein frischer Baum, gar schön und gut,  
Lachend seine blüh'nde Bluth  
Im Blühen thut  
Weit auf — dem Morgenthaue.

65. Tief ist des tiefen Meeres Grund,  
Noch tiefer hunderttausend Stund'  
— Wem wär's nicht kund? —  
Ist dein Erbarmen reine!

Es reichet von der Sternenhöh  
Hinab zum Grund der tiefsten See,  
Geheimstes Weh  
Vergeht von ihm alleine.

Es weht und fließt mit stiller That  
Viel wundersam gewaltig.  
Du bist ein Fisch bis auf den Grat,  
Deine Süße keinen Wandel hat,  
Bist eine Saat  
An Früchten mannichfaltig!

66. Ich lobe dich, viel süßer Gott,  
Daß also rein ist dein Gebot,  
Trog allem Spott  
So stät und so getreue.

Ich lobe dich, daß du bist gern,  
Wo man dich suchet, nah und fern,

Und daß du gern  
Aufnimmst des Menschen Neue!

Ich lobe, daß du, süßer Christ,  
Nie hast verschmäht die Armen:  
Dein heilig Ohr erschlossen ist  
Vor ihrem Flehn zu aller Frist,  
Gar schnell du bist  
Bereit, dich zu erbarmen.

67. Drum weil du, sel'ge Minnebluth  
Bist also tugendreich gemuth,  
Und also gut,  
Daß deine hohe Güte  
Mit Lobe nie vollenden kann  
Der Engel dort, hier Weib noch Mann,  
Wie auch daran  
Sie mühen ihr Gemüthe:  
So ziemt's auch wohl, daß ich dir sage  
Ein Lob für deine Minne,  
Das blühend in die Welt ertage  
Und allen Guten wohl behage  
Dhn alle Klage  
Im Herzen und im Sinne.

68. Du bist ja die Barmherzigkeit  
Und himmelhohe Mildigkeit,  
Die überbreit  
Ist aller Meeresbreite.

Ihre Tiefe ist gar ohne Grund,  
Ihre Länge ward nie Menschen kund,  
Wie manche Stund'  
Man auch ihr Lob bereite!

Ihre Gnade nimmer ist so schmal,  
Daß ihr die Erde gleiche;  
Ihre Treue ist wohl ohne Zahl,  
Ihre Minne füllet Berg und Thal  
In mancher Wahl  
Durch alle Königreiche!

69. Du bist genannt das ew'ge Heil,  
Das für uns ward dem Tode feil,  
Des Fluches Theil  
Nahmst du, uns ward die Ehre!

Du freutest uns mit deiner Noth,  
Du gabst uns Leben und lagst todt:  
Die Treu' erbot  
Kein Mensch je Menschen mehre!

Seit Adam ward in deiner Hand  
Gebildet von der Erden,  
Ward solcher edlen Treue Pfand  
Nie kund in irgend einem Land:  
Drum soll gesandt  
Zu dir mein Loblied werden!

70. Du bist gelobt in Ewigkeit,  
Du Lamm, dem Tod für uns geweiht,

Das unser Leid  
Wollt' bis zum Kreuze dulden!  
Wir waren, Herr, dir gar zu traut:  
Goldsaiten klang nach deiner Braut  
Vom Kreuze laut,  
O König du der Hulden!  
Das Lied der steten Minne dein,  
Das Spiel aus deinem Herzen!  
Deß müßtest du gesegnet sein,  
Du reiner Seelen Sonnenschein,  
Du Lebenswein,  
Du Freud' in allen Schmerzen!

71. Wohl heißest du der gute Gott,  
Ohn' dessen starkes Machtgebot  
Kein Ding dem Tod  
Je mag entrisfen werden.  
Es laufe, klimme, schleiche, strebe,  
Es rinne, fließe, ober schwebe —  
Was irgend lebe  
In Lüften und auf Erden:  
Das Leben ist dir all bekannt,  
Von dir kommt ihm die Speise,  
Von Anfang ruht es unverwandt  
In deiner starken Gotteshand:  
So allbekannt  
Wirfst du in Gnadenweise.

72. Du Lebenslicht, du ew'ges Heil,  
Du aller Wonne sel'ger Theil —  
Wer wäre heil  
Zwischen Himmel je und Erde,  
Wär' nicht dein minniglicher Muth,  
Der aller reinen Herzen Bluth  
In keuscher Gluth  
Zur ew'gen Minne fehrt!  
Du freuest aller Engel Muth  
Und aller Menschen Sinne.  
Was Leben hat und Herzensblut —,  
Zu Freuden deine Güt' es thut:  
Du bist so gut,  
Du reiner Herzen Minne!

73. Du hältst die Arme aufgethan  
Und willst uns stündlich all umfah'n,  
Wie auch im Wahn  
Wir höhnten deine Gnaden.  
Und rufen deine Huld wir an,  
Zu wandeln deines Herzens Bahn:  
Gleich willst du dann  
Von Schulden uns entladen!  
Du bist so gut, so gründlich gut,  
So gut ob aller Güte,  
Deine Güte lichte Wunder thut,  
Sie bringt dazu den todten Muth,



Daß frische Bluth  
Aufbricht aus dem Gemüthe!

74.     Dich, minnereiche Minnebluth,  
Dich minnet Sinn, dich minnet Muth,  
Was nur gut —,  
All reiner Herzen Güte!  
      Dich minnet Leib und Lebenslust,  
Dich minnt die Seel' in tiefer Brust, —  
Hoch schweben mußt  
Du, aller Minne Blüthe!  
      Du stehst den Herzen innig bei,  
Getraut mit deinem Blute!  
Du schirmst dein Lieb in rechter Treu,  
Du machst es alles Wandels frei:  
Wo es auch sei,  
Du fließest ihm zu Muth.

75.     Du bist der Minne Anfang,  
Und weißt von keinem Untergang,  
Du bist ein Sang,  
Der ewig nicht verdrißet!  
      Du bist geminnt nach Würdigkeit  
Ueber Berg' und Thale weit und breit;  
Dhn' alles Leid  
Deine Minne weithin fließet.  
      Dich minnt man mehr, als Wein und Brod,  
Als Gold und Edelsteine.

Dich mehr, als Königspurpurroth,  
Man minnet dich bis in den Tod:  
Und das thut Noth,  
Daß man so ganz dich meine.

76. Du bist der heißen Minne Fluß,  
Der minnig gießet manchen Guß  
Und süßen Gruß  
In minneglüh'nde Herzen.

Du süßest ihnen Sinn und Muth,  
Gleich wie der Thau den Blumen thut,  
Die Minnegluth  
Verzehret alle Schmerzen.

Die dein verkostet, immerfort  
Sich mögen freu'n und rühmen,  
Weil du der ew'gen Minne Hort  
Hier bist — und erst im Himmel dort — !  
Kein Lobeswort  
Mag dir genug geziemen.

77. Gott, von dir reden, Gott, von dir sagen,  
Wie läßt's die Minne süß behagen!  
Wie kann's versagen  
Der Sünde gar ihr Ziel!

Gott, von dir reden, Gott, von dir sagen  
Kann in die Herzen Schöne tragen  
Und ohne Zagen  
Dir nah'n mit traurem Spiel.

Gott, von dir reden, Gott, von dir sagen  
Dem Herzen Bonne bringt.

Gott, von dir reden, Gott, von dir sagen,  
Davon steigt auf — des Heiles Wagen,  
Der hin kann tragen,  
Wo ew'ge Freude klingt.

78. Gott, von dir reden, Gott, von dir sagen  
Kann Trauern aus dem Herzen jagen.  
Und ihm zutragen  
Des heiligen Geistes Minne.

Gott, von dir reden, Gott, von dir sagen  
Lehrt deine hehren Leiden klagen  
Und stets sie tragen  
Zu Herzen und zu Sinne.

Gott, von dir reden, Gott, von dir sagen  
Ist wohl halb Himmelreich —!  
Gott, von dir reden, Gott, von dir sagen  
Hilft uns das Himmelreich erjagen:  
Nie that ein Sagen  
So süß und minnereich!

79. Gott, von dir reden, Gott, von dir sagen,  
Damit wird jeder Feind erschlagen,  
Es kann verjagen  
Den Teufel in die Hölle.

Gott, von dir reden, Gott, von dir sagen  
Kann deinen höchsten Trost erjagen

Und uns zutragen  
Das Wild mit Falkenschnelle.  
Gott, von dir reden, Gott, von dir sagen  
Ist aller Wonnen Wonne!  
Süß wiegt's das Herz wohl ohne Zagen,  
Die Reinen sehnend nach dir klagen:  
So schön ertagen  
Kannst du, o Herzenssonne!

80. D Gott, dein Lied, das macht gesund,  
Die Herzen heilt's bis auf den Grund:  
So süß verwund't  
Es durch und durch die Seele.  
Es duldet minder falschen Muth,  
Als daß das Meer die Sünde thut:  
So reinen Muth  
Macht es und sonder Fehle.  
D Gott, dein Lied bringt reinen Sinn  
Und keusches Hochgemüthe!  
Den Teufel jagt es vor uns hin,  
Viel wohl ich deß erfahren bin!  
'S ist ein Gewinn  
Der immer treuen Güte.

81. D Gott, dein Lied bringt Gnaden viel  
Und ist das allerliebste Spiel,  
Deß je ich will  
Vor allem Spiele pflegen.

Den Leib es wonniglich beglückt,  
Die Seel' in Lust es hoch entzückt,  
Und Alles schmückt  
Es aus mit seinem Segen.

Wo Zwei sich finden oder Drei  
In deiner süßen Minne,  
Da bist du, Herr, inmitten bei  
Mit süßen Gnaden mancherlei  
Und machst sie frei  
Von wandelbarem Sinne.

82. Du bist des reinen Herzens Spiel,  
Es hat dich allsooft es will,  
So bringst du viel  
Der Lust zu manchem Sinne.

Man hat dich hier, man hat dich da,  
Man find't dich immer, fern und nah:  
So lieb geschah  
Von keiner andern Minne.

Du bist das allerliebste Traut,  
Das jemals Augen sahen.  
Geheimnißvoll weißt du die Braut  
Zu minnen, die sich dir getraut,  
Licht und laut  
Soll man dir, Lieb, sich nahen.

83. Des edlen Menschen reiner Muth  
Bei dir wohl keusch mag sein und gut;

Sein Herzeblut

Mag gerne bleiben reine —

Durch dich, viel reines Herzeblut:

Du bist so rein, du bist so gut,

So wohl behut

Vor allem falschen Scheine!

Rein gabst du dich der Jungfrau dar,

Sie trug dich herzereine,

Gar keusch sie dich zur Welt gebar,

Daß nimmer Keinigkeit so klar

Auf Erden war

Und selbst im Himmel keine.

84. Ach blumenreiches Blumenkraut!

Ach keuscher Herzen heimlich Traut!

Ach süße Braut!

Ach minnigliche Minne!

Ach minnigliche Herzensbluth!

Ach Güt' ob aller Güte gut!

Ach edler Muth,

Geblümet außen, — innen!

Ach süßer Anblick, süßes Sehn!

Ach süßes Dein Gedenken!

Ach süßes Minne=Gingestehn!

Ach süßes — Süße, dich Erspäh'n!

Dich, Lieb, ansehen

Kann Leid vom Herzen lenken.



85. Ach Lieb, dir gleich kein Lieb ich weiß!  
Wie wohl geziemt dir hoher Preis  
Und daß man Fleiß  
An dir in Tugend übe!  
Ach Kaisers Kind, ach Königs Sohn,  
Ach Nar, entschwebt zum ew'gen Thron:  
Dort in Sion  
Wahrst du vor Kummers Trübe,  
Die dich da minnen ohne Wank  
Mit lauterlicher Minne!  
Ach in den Ohren süßer Sang,  
Ach in den Herzen Lustgedank', —  
Ach Harfenklang  
Im Muth, in allem Sinne!

86. Ach Gottes Kind, ach süßer Christ!  
Ach Herr ob Allem, was da ist!  
Ach der du bist  
Der Sonne gleich am Morgen!  
Ach süßes Leben, goldne Zeit,  
Ach volle Freude ohne Leid,  
Ach Seligkeit —  
Wem bleibst du noch verborgen!  
Ach minniglicher Umfang,  
Voll zarter Freundesgrüße!  
Ach nimmer Süße näher drang,  
Noch inniger zu Herzen sank

Mit stillem Gang,  
Als deine Himmelsfüße!

87. Ach Herzenstraut voll Seligkeit!  
Ach Wohl, das zunimmt allezeit!  
Ach Sehnsuchtsleid,  
Ach süße Arzneie!  
Ach Herzen Bruch, ach Herzen Noth  
Ach Treue bis zum Kreuzestod —  
Ach Rose roth,  
Ach Rose Wandels freie!  
Ach Jugendlust, ach Jugendmuth!  
Ach blüh'nder Herzen Minne!  
Ach Tugendhort, ach wachsend Gut!  
Ach purpurfarbnes Traubenblut,  
Ach Honigfluth  
Im Muth, in allem Sinne!
88. Ach wachsend Lieb von Tag zu Tage,  
Stets süßer uns ohn alle Klage!  
Ach süße Sage  
Durch Ohren in die Herzen!  
Ach wahrer Ruh ein gut Gemach,  
Ach wider drohendes Leid ein Dach,  
Ach klingender Bach  
Für heißen Durstes Schmerzen.  
Ach schönes Antlitz, süßer Mund,  
Ach reine Falkenaugen!

Ach Lieb bis auf der Seele Grund,  
Du machst dein Lieb mit Liebe wund!  
Wie kann dein Mund  
Ins Herz uns Wonne hauchen!

89. Ach goldner Stern, — brichst wonnig an!  
Ach lichte Sonne wohlgethan  
Auf manchem Plan!  
Ach blüh'nde duft'ge Heide!  
Ach Augenfüll', ach Herzensfried'!  
Ach Lieb, wie nie ein Lieb man sieht!  
Ach Minnelied!  
Ach reiche Augenweide!  
Ach Lieb' allda, ach Lieb' allhie,  
Ach Lieb' in allem Sinne!  
Ach Lieb', wie liebereicher sie  
Erwuchs in Menschenherzen nie:  
So hold sich lieb  
Nie einem Lieb die Minne!

90. O wohl mir jetzt und immer wohl,  
Daß ich dich ewig lieben soll!  
O freudenvoll  
Mich zieh'nde Minnebande!  
Ach zuckersüßer Honig mein!  
Ach rein ob allen Dingen rein!  
Ach Krone mein!  
Ach Ehr' ob allem Lande!

Ja frei von Sündenslaverei  
Und selig sind sie alle,  
Die dich nur minnen, edler Mai, —  
Was Himmelslust wohnt ihnen bei!  
Du hältst sie frei  
Vor ew'gem Höllenfalle.

91. Ach froh und immer wieder froh  
In Freuden hoch, nun so, nun so —,  
So machst du froh  
Die Seelen insgemeine!

Ach gut und immer wieder gut  
Und allzeit gut, du reiner Muth!  
So ist dein Blut,  
Ist Leib und Seele reine!

Süßer Bewunder ohne Schwert,  
Du brennst ohn' Feuers Glühen!  
Wohl ihm, der Wunden da begehrt!  
Ihm sind die süßesten gewährt:  
Dem Flammenheerd  
Wohl heil'ge Loh'n entsprühen.

92. Ach aller Arbeit du ein Lohn,  
Im Leid ein freudenvoller Ton!  
Ach schöne Kron'  
Des Baums, der Leben bringet!  
Vergelter aller Arbeit,  
Die durch dich je der Mensch erleid't!

Ach Mildigkeit,  
Die allen Schmerz bezwinget!  
Ach weiser Gott, der nie vergaß,  
Wo Einer dir gab Ehre!  
Einst mißtest du mit heil'gem Maaß  
Den Guten Lohn, den Bösen Haß!  
Ach Spiegelglas  
Der lauterlichen Lehre!

93. Ach reines Lieb, ach Minnebrand!  
Ach keuschster Spiegel, den man fand!  
Ach Diamant!  
Ach reiche Tugendgüte!  
Ach wonniglicher Ehren Tag!  
Ach Heil, das nie vergehen mag!  
Ach duftger Hag!  
Ach Blum' in süßer Blütthe!  
Ach Himmelreich, wo du auch bist,  
In Himmel, Erd' und Hölle!  
Ach aller Weisheit Ueberlist,  
Ach du, dem Nichts verborgen ist!  
Ach lieber Christ —,  
Ach süßer Herzgefelle!

94. Ach Tugend hier, ach Tugend da,  
Wo je dich nur ein Auge sah,  
Fern und nah,  
Tugend an allen Enden!

Ach wohl erfahrne keusche Freud,  
Ach treue Herzensgütigkeit! —  
Sie reicht so weit,  
Niemand kann sie vollenden.

Ach Vater, Mutter allzumal,  
Ach Bruder mir und Schwester!  
Ach treues Lamm am Kreuzespfahl,

\* \* \* \* \*

Ach ohne Wahl  
Ein Freund, so heut wie gestern.



Das Lied

Von der williglichen Armuth.

Die Gottesminn' ist hochgemuth,  
Dabei demüthiglich und gut;  
Wer anders thut,  
Als sich geziemt der Minne, —  
Dem wird sie nimmer gänzlich kund,  
Noch minniglicher Wunden wund  
Zu keiner Stund  
Wird er in seinem Sinne.  
Sie ist so königlich gemuth,  
Wem sie mit ihrer süßen  
Gewalt im tiefsten Herzen ruht,  
Dem will sie sein das höchste Gut —  
Wer anders thut,  
Den wird sie nimmer grüßen.

Kind , und wolle dich das Glück auch meiden,  
Also daß Gott Armuth gebe dir an Leib und Gute,  
Mit Geduld sollst du das gerne leiden  
Und kein Trauern sollst du darum hegen in dem Muth,  
Sollst es Gnade sagen ihm mit Herzen und Gedanken,  
Laß es nimmer deine Treue kränken :  
Sieh, so wahr wird er dir dort die ew'ge Freude schenken !

Kind , die Armuth , — merk es , traut Geselle —  
Jeden, der sie willig hat, das magst du wahrlich glauben,  
Den bewahrt sie vor der tiefen Hölle,  
Leib und Seele kann aus aller Sündenmacht sie rauben.  
Armuth ist vor Gottes Zorn die höchste Sühnerinne,  
Zwischen Gott und uns fügt sie die Minne,  
Die kein Engel fügen kann , das nimm in deine Sinne !

Kind , die Armuth minnete der Hehrste  
Und der Erste , der je war und ewig ist ohn' Ende.

Armuth war sein Anfang, war das Erste,  
Da die süße Mutter ihn gebar in dies Glende!  
Armuth litt er Tag und Nacht, arm schied er dann  
von hinnen,  
Mußt' in Armuth wieder uns gewinnen:  
Sieh, auch du mußt minnen sie, willst du der Höll'  
entrinnen.

Kind, laß nimmer dich vom Wahn betrügen,  
Daß du nicht um Gott die Armuth minnest in dem  
Herzen;  
Mußt dich sonst zur bittern Hölle fügen,  
Wo du endlos dulden mußt die ewig heißen Schmerzen.  
Selbst der eignen Mutter nicht gab Gott zwei  
Himmelreiche,  
Bittre Armuth litt die Minnereiche,  
Der von Menschen war —, von Engeln nimmer eine  
Gleiche.

Kind, Gott sprach mit seinem eignen Munde,  
Daß das Reich der Himmel sei der williglichen Armen.  
Das nimm dir zu Herzen alle Stunde  
Und laß nie den Muth nach eittem Gute dir erwarmen.  
Maaflos Gut ist Schaden an dem ew'gen Heile,  
Es verleitet gar in manchem Theile:  
Weg denn, Herz, gewandt! willst du dich freu'n nach  
dieser Weile.

Liebes Kind, ins Herz sei dir's geschrieben,  
Warum eitel Gut nur schadet, hält man's nicht mit  
Maasse:

Selten läßt es Gott von Herzen lieben,  
Hat viel manche Seel' ihm abgewandt von seiner Straße.  
Hoffarth bringt es, Uebermuth und Gottes viel Ver-  
gessen,  
Wollust will's und Wein und süßes Essen —,  
Mancher muß davon hinab den Weg zur Hölle messen.

Kind, vernimm noch mehr der treuen Lehre,  
Welcher Schaden reichem Mann vor Gott und Welt  
beschieden:

Manchen trügt's, als ob zu hoch er wäre,  
So daß Keinem sein verblindet Herz mag Ehr' erbieten.  
Also ist des Gutes Art, — wem's immer wohl er-  
gehe,  
Daß die Demuth er sogleich verschmähe,  
Drob er wahrlich Gott sich fernt und naht dem ew'gen  
Wehe.

Kind, nun will ich dich noch mehr bescheiden,  
Warum Gut viel Schaden bringt in allen heil'gen  
Dingen:

Geistlich Leben kann es sehr verleiden,  
Strenge kann es wenden und ein weichlich Leben bringen;  
Aus dem Herzen treibt's alsbald die süße Gottes-  
minne:

„Wo dein Hört ist, da sind deine Sinne“ —,  
Sprach Gott selbst, dies Wort bedenk' zu deines Heils  
Gewinne.

Kind, noch mehr will ich dich unterweisen,  
Warum Gut so gar zurückhält von dem Himmelschore:  
Ach, es bringt dazu so manchen Greisen,  
Daß er, guter Werke bloß, sich schließt die sel'gen Thore.  
Denn sein üppig Herze wird so träge von dem Gute,  
Daß er Gott vertreibt aus dem Muthen,  
Der ihn an dem Kreuz erlöst mit seines Herzens Blute.

Kind, bist du verachtet und vertrieben,  
Weil du Gut nicht hast, ach laß dich's nicht so sehr be-  
schweren:

Gott will traulicher darum dich lieben  
An der Stund, da viele Reichen die Verwerfung hören!  
Nimm entweder hier dein Wohl und dort dein Weh  
ohn' Ende,  
Oder hier dein Weh, daß dann sich's wende  
In's verheißne ew'ge Wohl nach dieser Welt Glende.

Kind, so lieb war Nichts Gott je, so wohlgefällig,  
Als die Herzen, die vor ihm die rechte Demuth tragen;  
Und hinwieder war ihm Nichts so mißgefällig,  
Als Hoffarth, die ihre Kinder kann zur Hölle jagen.  
Und du siehst sie nirgends mehr, als auf der Reichen  
Wegen,



Die sich ihr zu Dienste bieten mögen  
Nacht und Tag: drum sollst des Reichthums du mit  
Maasse pflegen.

Kind, fünf Dingen sollst du hegen Minne,  
Willst du, daß dereinst Gott deine Armuth dir vergüte:  
Reinigkeit die nimm in deine Sinne,  
Keuschheit in das Herze dein und Milde ins Gemüthe,  
Tag und Nacht mußt du die Demuth dir vor Augen  
halten,  
Mit Geduld des Heils der Brüder walten:  
So nur fliehst du einst des strengen Spruchs Gewalten.

---

Sind die reichen Leute auch gedrungen  
Bis zum Alter, daß sie nicht mehr können Hoffarth üben,  
Wieder dann ermuntern sie die Jungen,  
Lehren sie der Hoffarth Kunst, die Gott kann recht  
betrüben;

Und so bleibt die Hoffarth ihnen gar bis an das  
Ende  
Zum Verderben — ach, wer's ihnen wändte! —  
Gott durch seinen Tod uns Allen rechte Gnade sende!

---

## Mein und Dein.

Leut' und Land' die möchten wohl in Frieden sein,  
Doch zwei gar kleine Wörtchen „Mein“ und „Dein“  
Die schaffen schlimme Wunder auf der Erde.

Wie fahren sie so wüthend überall  
Und treiben all die Welt umher wie einen Ball!  
Ich wähne, ihres Krieges nie ein Ende werde.

Die verdammte Gierde  
Verschlingt noch alle Menschen, seit den ersten sie ver-  
führte,

Und irret alle Herzen, alle Reiche.

Weder Hand noch Zunge

Meint und minnet Andres noch, als Falsch und Aende-  
rungen:

Darin sich Meister wohl und Schüler gleichen.

## Das gläserne Glück.

Im Glücke geht ein wunderliches Walten,  
Viel leichter magst du's finden, als behalten;  
Es wanket, eh man irgend es besorgt.

Den es betrüben will, es gern bei Zeit bedenkt,  
Und nimmt bei Zeiten dann zurück, was es geschenkt;  
Den blendet's, der zu viel von ihm geborgt.

Freude bringet Schmerzen:

Gh wir Schmerzes ledig wären je an Leib und Herzen,  
Gh findet man . . . Das gläsern Glück  
Das hat franke Stütze:  
Spiegelt sichs den Augen vor und scheinets Wunders  
nütze —  
Dann grade bricht es leicht in kleine Stücke.

---

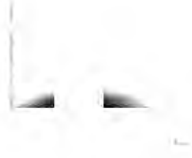
•

•

•

•

•



**Zugabe**  
**einiger Lieder verwandten Inhalts.**

---

**Wernher von Tegernsee.**

1173.

**Der Herr gefangen.**

Du bist mein,  
Ich bin dein  
    Deß sollst du gewiß sein.  
Du bist beschloffen  
In meinem Herzen,  
    Verloren ist das Schlüßlein —  
Nun mußt du immer  
    Darinnen sein.

---

Hartmann von Aue.

1205.

Die unverwelkliche Blume.

Nie freut' ich sorglos mich zuvor,  
Bis an die Tage,  
Da ich mir Christi Blume for,  
Die hier ich trage.

Die kündet eine Sommerzeit,  
Die ewig klar  
Den Augen gönnet süße Weid', —  
Hilf Gott uns dar.

Hin zu dem zehnten Chor,  
Der nun, seit ihn verlor  
Sein Fürst in stolzem Wahn,  
Sich weit den Menschen aufgethan.



### Freier Mann.

Mich trog die Welt mit argem Wahn  
Daß mir der Muth  
Nicht mehr nach ihr sich sehnen kann :  
Nun ist mir gut.

Biel große Guld mir Gott erwies,  
'S ist so bestellt,  
Daß mich die Sorge ganz verließ,  
Die Manchen hält

Gebunden an dem Fuß,  
Daß er da bleiben muß,  
Derweil in Christi Schaar  
Mit Freuden ich von hinnen fahr.

## Meister Alexander.

1239.

### Weihnacht.

1.

Großer Gott, mit süßem Tone  
Sangen heut vor deinem Throne  
Cherubim und Seraphim  
Lob in seligem Vereine  
Und zur menschlichen Gemeine  
Schwebt' ihr Grüßen neidlos hin.  
Heute kam vom Himmel Märe,  
Daß Gott Mensch geworden wäre,  
Das ist uns ein Hochgewinn.

2.

Heute kam aus fremdem Lande  
Uns ein Held in dem Gewande,  
Din er uns den Sieg erstritt.  
Engelschaaren ihn umrangen,  
Und dem zarten Helden sangen  
Lob, da er zum Kampfe schritt.  
Ja er kam für uns zu streiten,  
Allen Fluch und alles Leiden  
Er um uns durch Minne litt.

---

## Meister Rumeland.

1276.

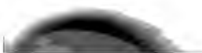
### Die dreifaltige Krone.

Der für uns starb in bitterer Qual,  
War Kaiser, Herzog, Bischof allzumal,  
Auf einen Tag er Alles das vollbrachte.  
Er war ein Kaiser, da er trug  
Als Marterkrone all der Erde Fluch.  
Er war auch Herzog, minnig es betrachte,  
Da er dem Heere zog voran  
Bis er im Streite fand ein blutig Sterben:  
Die Minne hat's ihm angethan,  
Uns wollt' er aus der ew'gen Noth erwerben.  
Und Bischof war er zu derselben Stund:  
Das Hochamt hielt er da, für uns verwundt, — —  
Dreifalt'ger Fürst, o laß uns nicht verderben!

---



# **Anmerkungen.**





1. S. 2. Die ältesten Minnesinger gehören der Mitte des 12. Jahrhunderts an, so der Kürnberger (1140), Dietmar von Gist (1143), Leutold von Savene (1147), Spervogel, Heriger (1150).

2. S. 3. Der Zusammenhang mit den altexipischen Stoffen tritt in der ältesten Lyrik noch rein hervor. Durch Heinrich von Veldeke, den Schöpfer der höfischen Poesie, wurde auch dem französischen Einfluß in Deutschland Bahn gebrochen und nun entstand der bald so entschiedene Gegensatz von Volks- und höfischem Gesang. Ueber Heinrich von V. vergl. Goedeke, Deutsche Dichtung im Mittelalter. S. 868.

3. S. 4. Am vielseitigsten unter den Lyrikern im engeren Sinne ist Walther von der Vogelweide.

4. S. 5. Vergl. Gervinus, Bilmär, v. Eichendorff.

5. S. 6. Eine unbedingte Geltung möchte diesem Schlusse schwerlich zukommen. Sollte man denn wirklich behaupten dürfen, die unzähligen Magistri, welche an den gelehrten Schulen jener Zeit lehrten oder von ihnen ausgingen, seien ausschließlich bürgerlicher Herkunft gewesen? Anselm von Kanterbury, Lanfranc, und viele andere „Meister“ waren aus adligem Geschlechte. Der Name Meister stand in so hohen Ehren, daß man ihn beibehielt, mochte man auch noch so angesehene Würden erlangt haben: „On avait attaché à ce titre une idée si honorable et si brillante, que ceux qui en étaient une fois décorés le retenaient toujours, a quelque haute dignité qu' ils fussent élevés

dans la suite, soit d'Evêque, d'Archevêque ou même de Cardinal." Hist. litt. de France. IX. pg. 83. Wie es sich damit in Frankreich verhielt, ebenso in Deutschland, zumal da im 12. und 13. Jahrhundert die Universität zu Paris die Hochschule auch für Deutschland war. Es wäre also durchaus nicht unmöglich, daß Gottfried, obgleich der Titel „Meister“ ihm mehr schmeichelte, doch adeligen Standes, — wenn auch etwa wie Wolfram und Walther — mit geringem Gut, gewesen wäre. Im jüngeren Titirell, der der Mitte des 13. Jahrhunderts angehört, wird Heinrich von Veldecke *M e i s t e r* genannt: „Von Veldeck *m e i s t e r* u n d e h e r r e“, eine Zusammenstellung, die der Auffassung v. d. Hagens *M. S. IV. 72* widerspricht.

6. S. 7. Daß wir das Jahr 1210, welches Gervinus, Maßmann u. A. annehmen, für zu früh halten müssen, wird sich weiter unten ergeben.

7. S. 8. Die Universität Paris war zur Erlernung der freien Künste, die von Bologna für Rechtswissenschaft, die von Salerno für Arzneiwissenschaft die gesuchteste. Hier strömten, wie zu einem neuen Athen, die wißbegierigen Jünglinge aller Länder zusammen. Hier studirten Lothar (Innocenz III.), Otto von Freisingen, Wichman und Rudolf von Magdeburg, Konrad von Mainz, Walther von der Vogelweide (Ausgabe 2. Bachms. S. 31), adelige Jünglinge aus Dänemark (Arn. Leb. III. 5), aus Polen (Ivo von Krakau), Schweden, Ungarn. Unter den Professoren und Meistern, deren Mehrzahl französischer oder britischer Herkunft war, fehlten auch Deutsche nicht. Vergl. Hist. litt. de Fr. IX. 69. Paris war, wie ein Dichter jener Zeit bei Bulaeus, hist. Univ. Paris. II. 484 sagt:

Graeca libris, Inda studiis, Romana poetis,  
Attica terra sophis, mundi rosa, balsamus orbis,  
Sidonis ornatu — — — — —  
— — — — — aura

Dulcis, amoena situ, bona quaelibet, omne venustum.

Und in der Welt strahlte kein Volk so

Militia, sensu, doctrinis, philosophia,  
Artibus ingenuis, ornatu, veste, nitore.

Vergl. Guil. Brit. Philipp. I. Johann von Salisbury sagt von ihr: „Felix exilium, cui locus iste datur!“ Natürlich fehlten bei der „unermesslichen Zahl von Studenten“ (Rigord. ad a. 1191) die Ausbrüche jugendlichen Uebermuthes auch nicht.

8. S. 9. „O Paris, du Nest der Laster, du Pfeil der Hölle, wie durchbohrst du das Herz der Unbesonnenen!“ So Petrus Cellensis. ep. IV. 10, bei Hurter, Inn. III. 1, 15. Innocenz III. mußte die dortigen Meister der freien Künste über ihre ungebührliche Kleidung, über ihr Wegbleiben von den Begräbnissen der Geistlichen, über Nichtbeachtung der Vorschriften zu Führung ihres Amtes tadeln. Ep. XI. 174. — Was den Einfluß der romanischen und bretonischen Literatur, welche sowohl die Meister als die Buchhändler von Paris unter den Studenten verbreiten konnten, auf die deutsche Poesie betrifft, so verdient der Besuch dieser Stadt von Seiten der damaligen Jugend Deutschlands gewiß mehr Beachtung, als ihm bisher in unserer Literaturgeschichte geworden ist.

9. S. 10. Die ganze Stelle, in welcher Gottfried das Leben Tristans bei der weißhändigen Isolde schildert (19171 ff.), verräth sich als eine Selbstschilderung des Dichters, deren hervorstechendste Einzelheiten wir unbedenklich auf ihn anwenden dürfen. Am klarsten liegt diese Beziehung zu Tage in den Worten B. 19205—19209:

er vant ouch ze der selben zit  
den edelen leich Tristanden,  
den man in allen landen  
sô lieben unt so werden hât,  
die wile und disiu werlt gestât.

Denn wenn es auch wahr ist, daß die Sage von Tristan und Isolde lange vor Gottfrieds Dichtung selbst „in allen (deutschen) Landen“ bekannt und geschätzt war (vergl. Heinr. v. Helldorff), so ist doch gewiß, daß eben dieser berühmte „Leich von Tristan“ nicht von seinem Helden selbst gedichtet sein kann und daß sich Gottfried hier nur einer poetischen Freiheit bedient, um sein eignes Leben in das seines Helden einzuweben. So muß denn Tristan sich die Rolle des Dichters gefallen lassen, nur damit

dieser die Rolle des Liebenden erhalte. Lösen wir das poetische Räthsel, so fällt Alles, was Tristan als Dichter thut, uns als historische Angabe für Gottfried zu und wir dürfen es kühn als solche aufrecht erhalten, mit einziger Aenderung der Namen. Es gehört aber sicher auch der Umstand dazu, daß der Dichter Tristan an einem Fürstenhofe lebt. Zu der in Rede stehenden Stelle vergl. B. 3545 ff.

10. S. 10. In der Ausgabe des Tristan von Maßmann B. 12204—12220.

11. S. 13. Die Erklärung der von v. d. Hagen bereits richtig angewendeten handschriftlichen Lesart: „mir hât ein liet von Franken der stolze Wissaere bracht, daz vêrt von Ludewîge“, welche Holzmann in der Germania (1856) I. 2. 250 gegeben hat, unterliegt wohl keinem Zweifel.

12. S. 13. Walther v. d. B. von K. Simrock, 2. Aufl. S. 209.

13. S. 13. Markgraf Dietrich schloß am 20. März auf einem Hoftage zu Frankfurt mit Kaiser Otto IV. einen Vertrag, kraft dessen er sich ihm zur Hülfe gegen alle seine Feinde verpflichtete.

14. S. 14. Aus den letzten Versen des Tristan  
 „ich alte in wunderlicher klage  
 miniu jâr und mine tage —“

hat man schließen wollen, der Dichter sei damals alt gewesen, — sicher mit Unrecht; es ist nur eine Befürchtung ausgesprochen.

15. S. 16. Ausgabe von Maßmann B. 4623 ff. Wolframs Poesie wird geradezu als Charlatanerie verspottet.

16. S. 16. Die Stelle wird später zu einem andern Zwecke angeführt werden.

17. S. 19. Vers 17142.

18. S. 21. S. Heinrichs v. Fr. Fortsetzung in v. d. Hagens Ausgabe des Tristan. Ueber die Zeit, wann Heinrich gelebt, s. M. S. IV. 613.

19. S. 27. Bei v. d. Hagen, M. S. IV. 465 ff.

20. S. 29. Ausgabe Maßmann's. B. 16683 ff.



21. S. 29. In v. d. Hagens Ausgabe der Werke Gottfrieds, Bd. 2.

22. S. 32. S. die herrlichen, leider noch immer nicht neu und vollständig herausgegebenen Briefe des Oliverius, Scholasticus von Köln, der die Fahrt mitgemacht, und die Briefe anderer Kreuzfahrer in Raynaldi ann. eccl. zu den Jahren 1217—1219.

23. S. 36. S. Lacomblet II. 83, Sicker, Engelbert d. H. S. 92.

24. S. 38. Bonaventura's Vita S. Francisci IV. 9.

25. S. 40. Bonav. Vit. S. Fr.

26. S. 40. Vergl. A. F. Ozanam, Les poètes Franciscains en Italie au treizième siècle. Paris 1852.

27. S. 41. Nicht zu übersehen dürfte auch der Umstand sein, daß Franziskus gleich Gottfried ein Freund und Kenner französischer Sprache und Poesie war. Die Thätigkeit des Franziskus in Italien beginnt schon 1207, ihre größte Ausdehnung gewann sie 1217—1224.

28. S. 41. Nach Fr. Schloßers „Liedern des h. Franziskus von Assisi.“ Frankfurt 1842. Die Controverse über die Autorschaft dieser Lieder berührt, als eine formelle, unsere Frage wenig. Wir könnten ganz dieselben Züge in den Poesieen jedes anderen von den ersten Jüngern des h. Franz aufweisen. Allen hatte die Persönlichkeit des Heiligen ihre Eigenthümlichkeit eingepägt. Wir verweisen insbesondere auf die drei Biographieen, welche von Peter von Celano, den drei Brüdern (Leo, Rufin und Angelus) und von Bonaventura verfaßt sind, und auf des letzteren schönes Minnelied „Philomela“ in dem Geistlichen Blumenstrauß von Card. Melchior von Diepenbrock.

29. S. 47. S. das schöne Gleichniß von der Königsbraut, womit Franziskus vor Innocenz III. seine Strenge rechtfertigte. Bonav. a. a. D. III. 8 und das Gebet um die Armuth bei Wadding, Opp. S. Francisci. Neapoli. 1635. pg. 92.

30. S. 48. Dante, Paradies, Ges. XI. nach Kopisch.

31. S. 49. Im Frühjahr 1220 war Franziskus auch zu Damiette.

32. S. 52. Zeitschrift für deutsch. Alterthum. 4. B. S. 513—555.

### Erläuterungen zu dem Gottesminneliede.

Str. 1. Noch heiß von des überstandenen Kampfes Gluth, muß der Dichter zuerst von den gewaltigen Mühen singen, die zur Erlangung der Gottesminne nöthig sind. Da ist sie denn ein edles, kühnes Wild, das kein verzagter Waidmann erjagen kann, sie ist eine riesenstarke Braut, die nur ein Held besiegt.

Str. 2. Warum es so schwer ist, die Gottesminne zu erringen, das liegt in ihrer Natur: sie ist, wie sanft und anspruchslos auch in Bezug auf die Welt (demüthiglich und gut), dennoch nicht niederen Sinnes, sondern hochgemuth; sie will im Herzen nicht dienen, sondern herrschen, „das höchste Gut sein.“ Wer sie zur Magd erniedrigen will, wer ihr nicht Opfer bringt, nicht Alles, was er ist und will, unterordnet, den flieht sie, dem bleibt sie unerreichbar.

Str. 3 u. 4. Es ist aber nicht gleichgültig, ob man sie besitzt, oder nicht. Ihr Besitz gibt Würde, Segen, Freude; wer sie verschmäht, ist blind. — Wem die Gottesminne fehlt, dem fehlt das eigentliche frische Leben, er ist krank, ein Schatten, fried- und freudenlos. Denn das Leben, das Licht ist die Gnade, die Wirkung der Minne von Seiten Gottes.

Str. 5. Der Dichter erschrickt über seine beredte Sprache von der Herrlichkeit der Minne; sein Lob klingt so kühn, als habe er ihr immer gedient! Ist er es auch werth, das süße schöne Lied zu singen? Viel würdiger tönte es von reinerem Munde. — Kein zarteres Lob der Minne, als diese bange Klage.

Str. 6. Der tiefe Schmerz, die Gottesminne so lange verschmäht zu haben, einmal erwacht, bricht wie ein weicher dunkler Ton in die helle heitere Melodie der 4 ersten Strophen ein und



läßt dieselbe nur um so kräftiger erscheinen, als nun das schöne Herz sich offenbart, woraus sie stammt. — Gottfried ist gleichgültig geworden gegen die Welt; das Bewußtsein so großer Schuld ist ihm schmerzlicher, als Schimpf und Spott. Würste er jene zu tilgen, er wollte gern jede Schmach ertragen. Mit Gott im Frieden achtete er die Verachtung der Menschen gering. — Wahn, im alten Sinne, ist so viel als Lüge. Er war ein Wähler, er diente der Lüge.

Str. 7. An das Bekenntniß schließt sich das Flehen um Gnade. Sicher ist Gottfried bereits mit Gott versöhnt; aber das Bedürfniß, sich anzuklagen, zu demüthigen, streitet nicht mit der wiedergekehrten Liebe; je mehr er in dieser fortschreitet, desto klarer, tiefer erwägt er die Größe des begangenen Frevels. Schon der Verzeihung gewiß, muß er darum oft noch still vor sich hinweinen, wenn er der Vergangenheit gedenkt. Die Wunde bleibt, aber ihre Gluth ist nicht so sehr Schuldgefühl, als — Gottesminne.

Str. 8. Auch vor den Menschen folgt nun dem Geständniß die Bitte, sein Flehen zu unterstützen; und zwar sollen sie nicht die Verzeihung schlechthin, sondern die Kraft zur Reue ihm erflehen. Er beruft sich nicht auf seinen Sängerruhm, auf den Glanz seines sündhaften Lebens, sondern auf den Erlöser, auf das Blut, dem Alle verpflichtet sind.

Str. 9. Die Klage widersprach nicht der Absicht des Dichters, die Minne zu preisen; nachdem sie also ihr Recht gefunden, beginnt aufs Neue das fröhliche Lob. Keine Erinnerung an die geschehene Sünde soll dem Sänger, kein Gelüsten, kein Gedanke daran dem Hörer die Freude des Lobgesanges trüben. Es soll bei und nach diesem Gesange beiden sein, als ob keine Sünde wäre. — Der Dichter zeigt durch diese Worte, wie sehr die Gottesminne sein ganzes Innere erfüllte. Wer so reines Lobes sich untersteht, der hat ihr innerstes Wesen erkannt. Wie im ewigen Frieden, so will der Dichter singen. — Die zwei letzten Verse sind dem Hauptgedanken entsprechend ergänzt.

Str. 10. Das Lied, das einen so seligen, himmlischen Gegenstand lobt, wird — Gottfried fühlt es im eignen Herzen — ge-

waltig sein wider die Sünde und zur Gewinnung der Minne und ewigen Freude. Es wird eine Schule der Minne sein; im Sange hält sie ihren süßen Einzug.

Str. 11. Ankündigung des Lobes Mariä, die uns den Sohn Gottes, die geweihte Minne selbst, gebracht hat.

Str. 12. Herrlich soll das Lied werden, würdig der hohen Gottesmutter; da sie aber nicht minder dem Himmel angehört, als der Erde, und da der Himmel sich freut, wenn ihr auf Erden Ehre erbotten wird, so ruft Gottfried nun auch die Engel, der Königin Ingesinde, und ihr göttlich Kind selber in naivster Zutraulichkeit auf, des süßen Lobes wahrzunehmen.

Str. 13. Weihegebet über den Lobgesang, an den Herrn, den „lebenden Brunnen“, gerichtet. Den frischen Rosenzweig der Freude taucht der Dichter in den „Brunnen des Lebens“ und spricht betend den Segen: Laß es aufblühen, laß es niederthauen in die Herzen, laß es ein Licht werden und ein Geleit zum ewigen Leben!

Str. 14. Anrufung der heil. Jungfrau um Reinheit, wie's ihrem Lobe geziemt. Doch nicht nur von Schuld rein will der Dichter werden, — die Minne selbst soll alle Furcht und allen Fehl austreiben. Wie sich Gottfried das Walten Mariens denkt, spricht er oft aus, besonders Str. 43. Das herrliche Bild von dem Minnetrank ist aus dem Tristan bekannt; es hat durch die Anwendung auf die Gottesminne an Wahrheit gewonnen.

Str. 15. Abermalige Bitte zu Maria um Hülfe, ihr Lob zu singen; doch geht diese Beziehung dem Dichter hier bereits unmerklich verloren, ähnlich wie in der vorigen und 11. Strophe der Name der Minniglichen sofort schon von Lobgesang umklungen ist.

Str. 16. Das Feierlied beginnt. Die folgenden Strophen sind mehr ein seliger Erguß der Bewunderung und Freude über die Schönheit und Würde der h. Jungfrau insgesamt, als eine Verherrlichung einzelner Vorzüge. Erst rauscht der mächtige Strom in vollen Wogen dahin, dann (von Str. 27 an) waltet er friedlicher und spiegelt sanfter alle die Wunder des Thals und der Höhen. Die „höchste Stadt“ ist das himmlische Jerusalem.

Str. 17. „Blühender Held“ heißt Maria, weil sie wider die Hölle siegreich streitet; „blühend“, weil immer jugendfrisch und jugendschön. So muß selbst die zarte Jungfrau sich die Vorstellung ritterlichen Schmuckes gefallen lassen.

Str. 18. „Du blümeſt aller megede franz“, heißen die Worte im Text; das kann heißen: du machſt den Kranz der Jungfrauen blühen, oder: du biſt im Kranz der Jungfrauen die Blume. In der Ueberſetzung iſt das letztere angenommen. — Gar zart heißt es von der Schöne Mariens, ſie ſei ein Meifterwerk Gottes, ſein „Fleiß habe ſich an ihr ergangen.“ Zu beachten iſt hier, wie durch das ganze Lied, die Klarheit, womit Gottfried ſtets auf Gott hinweiſt als den Urheber all dieſer Vorzüge. — „Du haſt ſie all bezwungen“ — durch die Macht deiner von Gott empfangenen Schönheit.

Str. 19. „Klee“ — in der allgemeinen Bedeutung für: grüne Au. — „Wunderaloe“, welche lange die Blüthen unter dem rauhen Blätterpanzer verſchloſſen hält, plötzlich aber in wunderbarer Pracht hervorbrechen läßt und hochauf die Krone treibt, um aus tauſend Blumenglocken zu duften. Maria brachte eine Wunderblüthe hervor, den Erlöſer, der in den ewigen Höhen prangt. „Gnadensee“ —, auf welchem keine Stürme, ſondern lauter milde, günſtige Lüfte wehen und ſicher an das heimische Geſtade führen.

Str. 20. Sonne, Mond, Sterne, lauter Bilder der heil. Schrift, welche man ſchon früh auf Maria anwandte. „Du biſt ſchön wie der Mond, auſerwählt wie die Sonne —.“ Doch hat Gottfried vielleicht nicht hieran gedacht, ſondern nur Bilder für allum ſtrahlende, milde, trauliche Schönheit gewollt.

Str. 21. In voriger Strophe ſind die Bilder aus den Höhen entnommen, in dieſer ſteigt Gottfried in die Tiefen der Erde, in das Geheimniß des Waldes, auf den Grund der Seen, um der Schöne ein Gleichniß zu gewinnen: jedes ſpiegelt einen, keines alle die Reize wieder, die ihm vor der Seele ſchweben in dem Bild der hehren Frau. Von Freude trunken durchleilt er die Schöpfung, alle Farben, alle Töne, alle Wunder zu vereinen in ein einzig Loblied. — Dem Elfenbein wurden von der

mystischen Naturlehre jener Zeiten wunderbare Kräfte zugeschrieben: „Nu wil ich iu sagen, welich des helphantis pein und sin hüt ist; swâ man siu prennet, dannen fliehent . . . unt ander ubel: also fliehent alliu füretlichiu dinch von des mennisken herzen, swâ gotes gebot unte guotiu werch inne brinnent.“ *Phyfiologus* in Hoffmanns *Fundgr.* I. 27.

Str. 22. „Zum Heil mir blühen — d. h. gedeihen, zu Gute kommen — müsse.“ — Maria ist nicht selbst „der süße Minnetrank“, wie die folgende Zeile lehrt, sondern mehr das Gefäß, das „die Gottheit“ erfüllte; durch Gottes Herabsteigen ward sie es, — sie bietet den Minnetrank dem ganzen Menschengeschlechte dar.

Str. 23. „Rosendolde“ — eine ganze Rosenfülle; — „der trösten kann“ — Stern im Leid, Gruß vom Himmel, der die Schauer der Nacht abwehrt, bis der Morgen naht. „Der Butten Blütthe“ — der wilden Rosen, die nach ihrer Blütthe die Butten ansehen und damit abermals wie in Blütthe stehn.

Str. 24. Da sie so herrlich, so ganz himmlisch ist, so tönen ihr aus dem Munde aller Engel und Seligen, aller „Himmelskinder“ die schönsten Loblieder: um wie viel eher muß sie auf Erden gelobt werden, wo sie weit weniger noch ihres Gleichen hat. Wer sie drum nicht ehrt, der muß sehr verblendet sein.

Str. 25. „Der Tugend Demantstein“ — durch keine Macht zu brechen, oder auch nur zu verletzen. „Des Heiles Rad“, sonst ein Bild des Wechsels, hier in dem günstigen Sinne: das in glücklicher Umschwung Heil bringt. „Des heiligen Geistes Minnesaat“ — Aue, darauf die Minne blüht, vom heiligen Geist gesäet. „An heil'ger Statt“ — im Himmel, beim Rathschluß der Erlösung, in der Gluth der göttlichen Minne, die sich der Menschen erbarmen wollte. „Deine Hut“ —; er ist dein Kind für immer, du kannst mit mütterlichem Rechte ihn uns gnädig erhalten.

Str. 26. Der Dichter staunt, wie froh ihm das Loben das Herz gemacht —, aber könnte es auch anders sein — von der Seligen! „Wünschelruthe“ — sie weiß die verborgensten Schätze an den Tag zu bringen.



Str. 27. In dieser Strophe scheint dem Dichter, außer der Reminiscenz an die „vierhanderichheit“ der ritterlichen Kleidung Ruals und Tristans (Tr. 4553—4586), das Bild des Regenbogens, des schönen Friedensboten, vorgeschwebt zu haben; daher die Siebenzahl der Farben am Kleide seiner Königin.

Str. 29. Um ihrer Tugend willen ward sie zur Gottesmutter auserwählt; und um dieses Berufes willen mehrte hinwiederum Gott ihre Heiligkeit so sehr, daß er sie gar vor jeder Sünde bewahrte, auf daß sie die einzige Rose sei ohne Sündendorn — Die Worte des Textes

ein golt, nicht bli,  
wie dich diu sâlde fuorte!

wollen sagen, Gott habe sie so wunderbar geführt, daß kein irdisches, niederes Element in ihr mehr gewaltet, sondern ihr Leben hell und edel wie Gold geblieben.

Str. 30. In dieser wie in der vorigen Strophe ist es die Gottesmutterwürde, die der Dichter preist. Billig tritt sie, nach dem ersten mächtigen Lobeserguß über alle Schönheit Mariens, bei ruhigerer Betrachtung in den Vordergrund: sie ist die Krone.

Str. 32. Die Mutter mit dem Sohne — und ohne den Erlöser ist sie, wie ohne sie der Erlöser, ja nicht zu denken — ist der Inbegriff alles Heiles.

Str. 33. Eben weil sie den Heiland geboren, hat mit ihr das Heil begonnen. Im Bilde wird sie somit die Pforte des Lebens, die himmlische Morgenröthe, die aus ihrem Schooße die Sonne in die Welt gesandt, die den ehemals verschlossenen Himmel aufgethan, die den verlorenen Pfad für Alle gefunden durch die Wildniß.

Str. 34. Um dieses ihres innigen Verhältnisses willen zu dem Erlöser ist sie zu ehren, — aus demselben Grunde bringt die Verehrung Gnade und Segen. Ihr nah ist man dem Heiland nicht fern. Man kann sie nicht ehren, nicht minnen ohne den Sohn: daher so reicher Gewinn.

Str. 35. In ihr erscheint die Erlösung mit all ihrem Ernst und ihrer Milde; ihr Leben spiegelt das des Erlösers, nur noch anmuthiger, traulicher.

Str. 38. Die ganze Schöpfung dankt ihr den Heiland: darum ist es billig, daß auch Alles sich vereine zu ihrem Lob. — So überschwänglich dies Lob klingt, so besonnen ist doch wieder des Dichters Wort:

„der sãlden gan — dir got von siner güete.“

Str. 39. Gar traulich meint der Dichter, Gott selber müsse über die Liebe der Menschen zu seiner Mutter frohlocken, Gott selber und der ganze Himmel mit den glänzenden Chören seiner Engel und manchfaltigen Seligen.

Str. 41. Gottfried, davon gewiß, daß ihr alles Lob gezollt werde, daß er von Str. 38—40 aufgerufen, hat nun seine Freude, die Minnigliche inmitten dieser Ehren zu betrachten und beginnt von Neuem, sie aller ihrer Ehren zu mahnen. Es ist ein langes, seliges Regina coeli, laetare! Königinn des Himmels, freue dich! daß er nun anstimmt.

Str. 46. Milde ist eine königliche Tugend, sie ist auch Mariens schönste Zier.

Str. 47. Kein Geschöpf ist Gott so nah, wie Maria, sagt der Dichter. Viele mögen Gott minnen, von Gott geminnet werden, seine Braut ist nur eine.

Str. 49. „Des lebendigen Heiles Saat“ — der himmlische Sproßling, der Sohn Gottes; „in dein Herz“ — wie in einen Garten. „In Turteltauben Weis“ — gewiß eine Anspielung auf die Worte des Hohenliedes Kap. 2.: „die Stimme der Turteltaube hat sich vernehmen lassen in unserem Lande“, welche die Kirche auf den Herrn bezieht, weil mit ihm der Frühling begonnen hat („denn der Winter ist vorüber“) und er gleich der Turteltaube aus fernem Lande kam, um unter uns zu wohnen, uns seine Liebe zu erweisen und, kommt der Winter des Todes, uns als die Seinen in die andere Heimath zu führen. — „Mit süßem Fleiß.“ Er kam gar still und geheimnißvoll, wie eine Taube niederschwebt zu einem einsamen, duftigen Wald, darin zu nisten.

Str. 51. Die Freuden der Gottesmutter.

Str. 52. Gottfried verschmäht es, die manchen lieblichen Sagen über Maria in sein Lied aufzunehmen. Seine Stimmung



ist nicht die eines Kindes, das mit noch ungetrübter Einfalt harmlos von der Mutter träumt, sondern die eines Mannes, der keinen Augenblick des starken Schildes der Wahrheit zum Kampf entbehren kann. Demnach geht der Dichter jetzt sofort zu den großen geschichtlichen Momenten im Leben Christi und der Mutter über.

Str. 53. Den würdigen Schluß des Lobes Mariä bildet der Gedanke, daß sie einst mächtigen Antheil nehmen werde am großen Weltgericht; der Dichter schöpft hier ebenfalls nicht aus Legenden, sondern aus der einfachen Betrachtung ihres Verhältnisses zu Christus und dadurch zur Menschheit, welches er für weit inniger und wichtiger hält, als das der Apostel.

Str. 54. Gar schlicht und natürlich ist der Uebergang vom Lobe der Mutter zu dem des Sohnes. Jenes war, der Dichter gibt es in den Worten „die uns dich hat geboren“ zu verstehen, das Vorspiel; nun folgt das eigentliche Lied von der Gottesminne. — Das siebenfache Lob ist das tägliche Psalmengebet des Geistlichen. Gottfried sagt: Ich habe nun die Pflicht, dich täglich siebenmal zu loben: wahrlich das ziemt dir, so allein ist's recht!

Str. 56. Er muß, nächst seiner Erschaffung, vor Allem der Gnade gedenken, die ihn aus der Sünde gerettet hat; aber er blickt nicht auf sich, sondern auf Gott, den Milden, Barmherzigen, sonst müßte er klagen, statt zu loben. „Wie man auch mag dem Sünder es verdenken“ — ob dies demüthige Befürchtung des Dichters, oder Thatsache war? Ob man es anfangs nicht glauben wollte, daß der Sänger des Tristan so gänzlich umgewandelt sei, ob man ihn anfangs noch mit mißtrauischer Scheu angesehen? Dies würde bestätigen, was wir von der Zeit, worin das Lied gesungen worden, erkannt haben. — Er beruft sich, solchem Mißtrauen (und dem dadurch empfundenen Schmerz) gegenüber darauf, daß, ob auch die Menschen nicht glauben wollten, doch bei Gott seine Neue kund sei.

Str. 57. Den Tod des Herrn, die höchste, entscheidendste That seiner Minne, recht zu loben, fühlt sich der Dichter zu

schwach: Alles was Athem hat, was lebt, muß diesen Minnetod preisen.

Str. 58. „Tief und hoch, breit und lang“ — nach der schönen Stelle Gph. 3. 14—19. „Sie fließet aus der Minne Land“ — dem Himmel, dem „Land“, wo die Minne daheim ist.

Str. 59. Wie oft hat Gottfried einst von dem „süßen Leid“ der Minne geredet! Aber was ist jenes „Leid“, und was jene „Süße“ — gegen die Minne Gottes! Wie wohl ihm gerade dieser Gegensatz bewußt ist, zeigt die im Abgesang hinzugefügte Bedingung.

Str. 60. „Du Kühl, du Kalt“ — gegen die Gluth der Sünde; „du Warm, du Heiß“ — der Minne, des Lebens, gegen die Laueheit, gegen die Kälte des Hasses, des Todes. „Umfreis“ — Inbegriff; du umfassest, schliessest alle Wonne ein. „Des Herzens Schein“ — Licht, Tageshelle; ohne dich Nacht.

Str. 61. Immer inniger, glühender, andringender wird die Mäure des Liedes; hier beginnt des Dichters Seele als Braut den Herrn zu grüßen. „Ein Lieb von Art“ — das ist dein eigentliches Wesen, wer dich recht versteht, dem bist du das „Lieb.“ — Diese Sprache der Minne ist in der Kirche alt; in die deutsche Literatur wurde sie eingeführt durch Williram's Paraphrase des hohen Liedes. — Da der Herr minniglich „von Art“ ist, so ist alle geheime innige Beziehung der Geschöpfe zu ihm — Minne. Das Sprossen der Erde, das Wogen des Meeres, das Lodern der Flamme, das Wehen und Brausen des Windes, Alles — ist Minne. Diese wunderbare tiefstünige Naturbetrachtung erinnert an Schlegel's: „Es geht ein allgemeines Weinen“ u. s. w. — Die Worte des Textes (B. 12. 13. 14.):

„sus gîstu blüender bluomen ber  
ân alle wer  
dîm liebsten ingesinde“ —

enthalten ein neues Bild; „blüender bluomen ber“, — ein verstärkter Ausdruck für: „blüende bluomen“ und weiter für: „blüete“ — meint Minne. Der Satz faßt den Gedanken der Strophe noch einmal zusammen.

Str. 62. Der Gedanke der vorigen Strophe, nur noch zarter gefaßt. Schwerlich bietet eine andere Sprache so süße Worte, wie sie hier der Dichter mit Absicht gehäuft hat. Welch eine süße Minne muß das sein, die den Erlöser grüßt mit den Worten:

du bist so guot  
ze triutenne, trütminne!  
und kein triutelîn,  
sam du —!

Leider hat unsere Sprache diese jungfräuliche Schönheit auch nicht mehr.

Str. 63. Immer schöner enthüllt sich das wiedergeborene Herz des Sängers. Den er einst Jahre lang geflohen, den kann er nun nicht eine Stunde entbehren. — Und seine Minne ist kein Tändeln mit flüchtiger Empfinderei, sondern sittliches Streben (er „gert der tugende“) und Ringen und klares Erkennen. Eben darum aber ist auch sein Gefühl ächte, kühne, unerschöpfliche Begeisterung, seine Dichtersprache nur das Festgewand wahrer, heiliger Gedanken.

Str. 64. „Dein Lieb im ewigen Liebe lebt“ — „dein Lieb“ — d. h. wer dich liebt, — der hat ein ewiges, ein unsterbliches Lieb an dir, ein Lieb, darin auch er ewig lebt, ewig bleiben kann, wovon ihn keine Gewalt zu scheiden vermag. — „Wie in der lichten Aue ein frischer Baum“ —; der Dichter hat hier wohl an den Baum des Lebens gedacht, der inmitten des Paradieses stand.

Str. 65. Sündern gegenüber zeigt sich die Minne als Erbarmen. Die Wunder der Erbarmung hat Gottfried erfahren, aber je mehr er derselben gedenkt, desto unbegreiflicher erscheinen sie ihm; er steht vor ihnen, wie vor einem tiefen, tiefen See, und will ihnen nachsinnen, aber sie sind so abgründlich tief, so himmelhoch —: er bringt nicht an ihr Ende. — „Du bist ein Fisch bis auf den Grat“ — du bist durch und durch rein, treu, ohne Arg, ganz Güte. „Bist eine Saat“ — ein Saatsfeld, ganz mit Frucht des Lebens beladen.

Str. 66. Er kann schwer von dem Lob der Barmherzigkeit

Gottes sich trennen. Er preißt an ihr, daß sie so unermüdet ist, daß sie der leisesten Sehnsucht so bereit entgegenkommt, daß sie so gern das Gebet der Reue erhört.

Str. 69. Im Kreuzestod hat die göttliche Erbarmung sich aufs Herrlichste erwiesen.

Str. 70. In der Uebersetzung der Textworte:

„du spien din golt an blöze hüt“

mußten wir, um den Sinn nicht zu verstümmeln, etwas frei verfahren. „Du spien din golt“ in Verbindung mit den darauf folgenden 4 Versen kann in keinem anderen Sinne verstanden werden, als welcher in Strophe 85 deutlich ausgesprochen wird, wo Gottfried sein göttliches Lieb mit dem schönen Namen grüßt:

„ach harpfenklanc  
in muote, in allem sinne!“

Dies Harfenlied der barmherzigen Gottesminne war der Kreuzestod des Herrn, des „Lammes“, das unsre Sünden trug: „weit und laut erklang“ da „die reine, stäte, die süße, unwandelbare Minne“, womit er uns „gar zu sehr“ liebte. Die Harfe war er selbst, in seiner zarten Menschheit, — die goldnen Saiten, das „Gold“, war die in ihm wohnende göttliche Minne. Und als das Harfenlied erschallen sollte, um die verstümmte Menschheit aus der Gottesferne und Sündenschwermuth zu wecken und zurückzurufen. da breitete er seine Arme aus und ließ die „goldnen Saiten“ mit rauhen Nägeln sich an seine zarten Glieder spannen: da rauschte das gewaltige Lied, das unwiderstehliche, das Lied seiner Sehnsucht nach den Menschenherzen, das Lied des Bräutigams! — Um diesen Gedanken wenigstens nicht allzu dunkel zu lassen, opferte ich ungerne den eigenthümlich schönen Zug „an blöze hüt“, der übrigens auch schwer übersehbar ist. — Der Gedanke ist vielleicht der herrlichste, der irgend in der ganzen Minnedichtung begegnet. Nur noch einmal ist er mir vorgekommen in dem an Zartheit unserem Gottesminneliede verwandten Passionale (Ausgabe von K. A. Hahn, Brkf. 1845. S. 78—79), welche Stelle, da sie, trotz einiger un-



wesentlicher Verschiedenheit, zur Erklärung unserer Strophe trefflich geeignet ist, hier Raum finden möge:

„Gja, mensche, nu vernim  
allhie min wort, daz ich dir sage

— — — — —  
von deme cruce unde von deme,  
den die geloube daran verneme,  
waz er meine und waz er si,  
daz sal dir stete wonen bi:

Der vater, des gewaldis got,  
nach der minne gebot

din herze an sich locken wil  
unde hat daruf sin seitenspil  
durch gedone vollen scharfe

an des cruces harfe  
gespannen uf die hōsten zucht  
unde wil von aller zucht

und von suchten bosen,  
als faul'n davit, dich losen.

der vater an die seiten greif,

daz dez gedones ummesweif  
von dannen harte witererschein;

sunne, luft, erde unde stein

unde des tempels ummehanc  
erworhten gar der seiten flank,  
wande si im mochten nit entflien.

der vater alsd hō uf spien

durch hohen sanc die seiten,

daß sie sich irleiten

unde brachen in dem sange entzwei,

an der zīt, da Jesus schrei

durch der martere grimme

mit engestlicher stimme,

unde im sin junges herze brach.

do im so rechte wê geschach

unde in der tōt ebene traf:

fuß wurden alle die seiten klaf,  
wände si zubrochen hiengen —  
dekeinen galm entfiengen,  
darabe si klungen, alsam ê!“

Nicht unerwähnt möchten wir das denselben Gedanken wiederum mit neuer Schönheit ausführende Sonett des Spanischen Dichters Cristoval de Villaroel lassen, das meisterhaft ins Deutsche übertragen ist von Card. von Diepenbrock, Geistl. Blumenstrauß. S. 237.

Str. 73 u. 74. Nach der in 71 und 72 auf die Güte Gottes überhaupt gerichteten Betrachtung kehrt der Dichter wieder zum Preis der barmherzigen Minne zurück. — Immer und immer ruft der Erlöste jubelnd: „du bist so gut, so recht gut!“ und kann nicht aufhören, all die Wonnen, die unzähligen, zu zählen!

Str. 75. In dieser Strophe freut sich der Dichter all der Liebe, womit Gott in der Welt geliebt wird, all der Großthaten, die seine Getreuen um seinetwillen auf Erden vollbringen; er freut sich, daß um seinetwillen Fürsten auf ihre Kronen, Fürstinnen auf ihr Geschmeide, Könige auf ihren Purpur, Märtyrer aller Stände auf das Leben verzichtet haben. Schön nennt er die Fülle dieser Minnethaten, die die Süße Gottes schafft, einen „Strom der Minne“, der „fernhin“ durch die Jahrhunderte fließt. „Und das thut noth“, wiederholt er, denn „die Gottesminne ist hochgemuth.“

Str. 76. Die Quelle, aus der „der Minne Strom“ fließt, ist Gottes eignes Herz, Gott selbst: „Du bist der brennenden Minne Fluß.“

Str. 77. In des Liedes Höhen wird der Dichter mit einem Male so recht der süßen Freude des Lebens inne und beginnt nun auch diese Freude zu preisen. Es ist nur eine neue Weise; denn die Freude „von Gott zu reden, von Gott zu sagen“, ist nur der Widerschein der Süße Gottes selbst. — Ich gestehe, daß ich keine Worte finden konnte, welche den lieben Refrain: „Gott, von dir reden, Gott von dir sagen“ —, zumal in so häufiger Wiederkehr, hätten ersetzen dürfen. Kein



Wort durfte daran verändert werden. Wenn hierdurch, wie unsere heutige Sprache ist, die Reime aaa, ccc, dddd in den Strophen 77, 78 und 79 weibliche werden mußten, so mag dies als eine Abwechslung um so leichter angehen, als in ihnen, die dritte ausgenommen, die anderen Reime männlich werden konnten. — „Und ohne Zagen — dir nah'n mit traurem Spiel“ — im Lobe Gottes wird die Seele kühn, sie wählt immer süßere Worte, drängt sich immer traulicher an Gott, kann mit ihm selig kosen. — „Des Heiles Wagen“ — gewiß mit mythologischer Beziehung; der Wagen hatte in der heidnischen Zeit bei den Deutschen eine nahe Beziehung zu Wuotan und Thor sowohl, als zu Nerthus. Vergl. Grimm, Mythol. 73—74. 102. 152—162. Auf diesen Wagen fuhr man die Bildnisse der Gottheiten umher; wohin sie kamen, brachten sie Segen.

Str. 78. Im Gotteslobe weht der heilige Geist, darum mehrt es die Minne.

Str. 79. Es verleidet die Sünde und macht froh und hochgemuth zum Kampfe. Ja, fügt der Dichter schön hinzu, ein Lied von Gott — ist einem Edelfalken gleich, der aufsteigt bis in die Himmel und uns das Kostbarste bringen kann, daß wir verlangen oder bedürfen.

Str. 80. „Minder —, als daß das Meer die Sünde thut“ —, das Meer, das Element des Wassers galt als besonders rein und heilig: „daß mer ist so reine, daß es keine bosheit mac geliden, so man seit.“ Vgl. Wacker n a g e l bei Hoffm. Fundgr. I. 284 und den Sonnengesang des h. Franziskus bei Schloffer, S. 20.

Str. 81. „Das allerliebste Spiel“ — Saitenspiel. — „Wo Zwei sich finden oder Drei — in deiner süßen Minne“ — ein rechtes Loben und Spielen hebt erst an, wenn eine Gemeinschaft, eine Harmonie sich gefunden: so auch im Spiel von der Gottesminne. Davon gilt dann die Verheißung, daß der Herr selber sich zugeselle.

Str. 82. Gott ist selbst das Harfenspiel, das Harfenlied, das in den Saiten reiner Herzen klingt. Da wo hnt er und waltet, unzertrennlich, in manchfaltiger Weise. — Wunderbar ist

er mit einem Male inmitten des Herzens, aber nur des reinen.

Str. 83. Kein Wunder, sagt der Dichter, daß solch ein Lieb die Reinen noch reiner macht: denn so rein gibt es auf Erden kein anderes Lieb mehr.

Str. 84 u. 85. In der gegenwärtigen Strophe verläßt Gottfried den bisherigen, immer noch gewissermaßen erzählenden Ton: es ist ja all das Herrliche, Himmlische, das er da von der Gottesminne gesungen, ihm selbst im Herzen eigen, es ist in ihm selige Wirklichkeit! Dies einzige, süße, göttliche Lieb, das er bisher wie das eines Dritten geschildert, ist ja sein Lieb, sein schönes, ewiges Lieb: lange genug hat er die Gluth der Minne beherrscht, nun bricht sie, unaufhaltsam, in sehnender Klage ihm aus dem minnewunden, nach ewiger Vereinigung schmachtenden Herzen! Bisher klang sein Lied so froh und heiter! — jetzt tritt sein tiefstes Geheimniß, sein Verlangen nach gänzlicher Befreiung, nach vollkommener Heimkehr in's Land der Minne, mit heiliger Gewalt zu Tage: die schönsten Minnegrüße, die süßesten Namen tragen das Gepräge des Schmerzes, der Verbannung. — Der Weheruf „Ach!“ schlägt wie eine Flamme unaufhörlich aus seiner Seele auf, schmerzlich ringt sie mit ihren Banden, die zur Erde, mit ihrem Lieb, das zum Himmel zieht. — Die ganze Strophe 84 ist ein wonniges Verlorensein in die Beschauung des minniglichen Erlösers.

Str. 87. „Ach Herzen Bruch“ — Minne, so süß, daß die Herzen brechen müssen. „Ach sehnende Treue bis in den Tod — ach Rose roth“ — der Erlöser am Kreuz, im Rosenlicht seiner Minnewunden. Ueberhaupt schwebt dem Dichter in dieser Strophe der Herr am Kreuze vor; daher auch „roth es Traubenblut“ — da nahm die Traube, die des Lebens Wein uns gebracht, erst ihre Röthe, ihre Reife an, und in Strömen floß aus ihr der Trank des Lebens.

Str. 89. Die fehlende Zeile 7 ist nach Str. 85 ergänzt.

Str. 90. „Ach äne mein“ habe ich lieber positiv gegeben.

Str. 91. „Süßer Bewunder ohne Schwert“ — vergl. das über Gottfrieds Gemeinschaft mit Franziskus Gesagte.

Str. 92. „Ach, aller Arbeit ein Lohn“ — innigste Vereinigung mit Gott, das ist der Himmel.

Str. 93. Man fühlt es in dieser Strophe, daß das Ende des Gesanges herannaht; das Lob ist bis zum Gipfel gesteigert in den Worten:

„ach himelriche swâ du bist —  
in himele, in erde, in helle!“

und auch das in den Versen

„ach lieber Krist,  
ach süezer redegefelle!“

wiederkehrende „got, von dir reden, got, von dir sagen!“ scheint abschließen zu wollen. — „Süßer Herzgefelle“ — das ist der Sinn in „redegefelle“: trauliches Lieb, womit sich's süß im Herzen redet.

Str. 94. Immer neue, schöne Namen weiß der Dichter zu finden: der Heiland ist ihm, dem von der Welt Geschiedenen, nun wahrlich, wie er selbst verheißen, Vater und Mutter, Schwester und Bruder, Freund und Blutsverwandter („mac“) und zwar abermals durch Nichts so sehr, als durch seine Minne bis in den Tod.

Die letzte Strophe, wie das Lied überhaupt, ist unvollständig erhalten, ein Umstand, der dem Charakter des ganzen Schlußtheiles (Str. 84—94) so recht entspricht. Liebes- und liedeswund, erliegend der Uebermacht der Gottesminne und den Schmerzen der Sehnsucht, jubelt und klagt der Sänger mit brechender Stimme, mit brechendem Herzen. Einst hatte er seine Kunstgenossen treffend „Machtigallen“ genannt; er selbst, die seligste der ganzen Schaar, verwegen genug, mit dem Harfenspieler am Kreuze den Wettstreit zu beginnen, muß nun im schweren Kampf erliegen: da mag denn von diesem Lied und von seinem Tode gelten, was ein Zeit- und Ordensgenosse, der an Zartheit der Poesie ihm innig verwandte Bonaventura von der minnenden Seele weiter singt:

Und wie so die arme Braut mehr und mehr erglühet,  
Schwinden alle Sinne ihr, Leibeskraft verblühet;  
Schon versagt die Stimme ihr, doch die Inbrunst sprühet,  
Schmachtend liegt sie hingestreckt, lechzend Odem ziehet.

Ihres Busens Harfenspiel hat schon ausgeklungen,  
Und des Vögleins Kehle sich schmerzlich ausgefunken;  
Doch das tiefe Angstgestöhn, wunden Herz' entsprungen;  
Würdig vor dem Herrn vertritt Sangesdienst der Zungen.

Wie ihr Herr sein Schwanenlied einst am Kreuz gesungen,  
Mit dem Ruf: Es ist vollbracht! sterbend ausgerungen,  
Hat auch ihr das tiefste Herz dieser Schrei durchdrungen,  
Und es ist das schmachtende vollends nun zersprungen.

Widerstehen konnt' es nicht solchem Speeresstoßen,  
Und so hat sie sterbend nun sel'gen Lauf beschlossen,  
Denn des Himmels Pforten sind weit ihr aufgeschlossen,  
Und es grüßt der Heil'gen Schaar sie nun als Genossen.

Die ersehnte Ruhe magst froh du nun genießen,  
Da des Liebsten Arme dich minniglich umschließen,  
Herz in Herz und Geist in Geist wonniglich zerfließen,  
Während dich sein heil'ger Mund labt mit süßen Küßen.

Ausgeweint ist's. Thränenfrei nun das Aug' erblicket  
Deines Hoffens reife Frucht, die dein Mund nun pflücket;  
Denn er, der im Erdenkampf mild dich hat erquicket,  
Jetzt in seinem Arme dich allem Harm entrückt.

Heil nun, liebe Seele, dir, Heil dir, Rose feine,  
Lilie in dem Wonnethal, Perl' in lichtem Scheine,  
Die des Fleisches Schmutz gehaßt, Gottesbraut, du Reine,  
Ein gar heil'ger, sel'ger Tod ist fürwahr der deine!

### **Zu dem Liede von der williglichen Armuth.**

Ueber den Gedankengang siehe S. 34—35. — Die dreizehnte Strophe trugen wir Bedenken, dem Liede hinzuzufügen. Der Eingang weicht ab und deutet auf eine andere Gelegenheit der Entstehung, die zwölfte Strophe läßt keinen Schluß vermischen, und aus der Gleichheit des Tones folgt nicht auch schon die Zusammengehörigkeit.

### **Ueber die Zugabe.**

Was das kleine Lied Wernhers von Tegernsee betrifft, so konnten wir uns nicht davon überzeugen, daß der fromme, ernste Sänger der Marienminne Jemanden anders, als den Herrn mit seinem Liede meine. Nur wenn es nachgewiesen wäre, daß Wernher weltliche Lieder gedichtet habe — was aber nirgends geschehen, — dürfte man dem bloß als geistlichen Dichter Erwiesenen hier eine weltliche Tendenz zuschreiben.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.



